AGB
L. 104.
2.

GYMNAS. BIBLIOTHEK
BAMBERG

L. 104/2.

Zur Kulturgeschichte der Völker.

Historische Untersuchungen

von

Friedrich Majer.

Zweiter Band.

Leipzig,
bei Johann Friedrich Hartknoch.
1798.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Vorrede

vom Herrn Vice-Präsident Herder in Weimar.

Da der Verfasser sowohl die Idee als den Zweck seiner Abhandlungen in einer eignen Vorrede deutlich ans Licht gesetzt hat, und es anmaaßend wäre, als Vorredner sein Lobredner oder sein erster Recensent zu werden: so bleibt mir nichts übrig als über den Werth seines Zwecks Nazional- und Zeitmäßig einige Wor-

te hinzuzufügen, deren Anwendung sich sodann selbst ergiebt.

1. Nur durch den Geist, den wir in die Geschichte bringen, und aus ihr ziehen, wird uns Menschen= und Völkergeschichte nützlich. Geistlos zusammengestellte Facta stehen unfruchtbar da; auch die Entwicklung historischer Umstände kann keinen andern Zweck haben, als Evidenz, Wahrheit.

2. Was uns in der Geschichte zunächst anspricht, sind Sitten und Karaktere, sowohl der Völker als einzelner Menschen. Diese ins Licht zu stellen, sie durch Erweise und Vergleichungen sprechend zu machen, ist der edle Zweck einer psychagogischen Geschichte. Welche Nazion dies am besten that, die bearbeitete das Feld der Begebenheiten aufs nutzbarste, aufs angenehmste.

Daß

Daß wir Deutsche hierinn nicht nur den Alten sondern auch einigen benachbarten Nazionen noch nachstehen, ist eben so bekannt, als oft beklagt worden. Namenverzeichnisse, Genealogieen, die Beschreibung von Kriegszügen, Helden- und Staatsactionen, das Skelet des Herkommens endlich hinderten uns oft, den Geist der Zeit zu entwickeln, die Menschengeschichte für Menschen sprechen zu lassen, karakteristisch, sittlich.

Zwar suchte man diesen Mangel seit einem Jahrhundert durch ein andres Extrem zu ersetzen, indem man Geschichte mit Roman mischte oder gar historische Karaktere undramatisch dramatisirte; es liegt aber am Tage, daß dadurch die poetische Kunst so wenig gewann, als die Geschichte. Sogenannte historische Romane sind gemeiniglich die langweiligsten Romane, historische die schläfrigsten Dramen; und überhaupt

haupt giebt es dem Gemüth eine unangenehme Empfindung, wenn ohne Erreichung einer Kunst-Idee das Geschehene und die Dichtung dergestalt vermengt werden, daß man nicht weiß, was man lieset. Die reine historische Exposition eines Zeitraums, eines gesellschaftlichen Verhältnisses als eines karakteristischen Sittengemähldes, wenn sie gleich nicht so lebhaft als ein Roman oder Drama seyn kann und seyn soll, wird dem ruhigen Leser dennoch unterhaltend und lehrreich seyn; sie belohnt ihre mindere Lebhaftigkeit durch einen reineren Umriß der Wahrheit.

3. Unter allen gesellschaftlichen Verhältnissen ist das Band der Geschlechter und Familien, das zarteste, das die Geschichte entwickeln kann und festhalten sollte; denn auf ihm beruhet nicht nur der ächte Ruhm einer Nazion sondern auch ihr innerer daurender Wohlstand. Kriegstugen-

den sind nur abwehrende Tugenden; wo sie angreifen, erobern, zudringlich und überlästig werden, hören sie auf Tugenden zu seyn und werden erst andern, dann der Nazion selbst fürchterliche Dämonen. Indem sie den häuslichen Wohlstand Fremder zerrütten, bringen sie durch Ueberspannung der Bedürfnisse, der Neigungen und Kräfte eine Unform zuwege, in der sich die Mutter aller häuslichen und bürgerlichen Glückseligkeit, die Sophrosyne, am wenigsten erkennet.

Immer also höre ich lieber der Deutschen häusliche Tugenden als ihre Kriegsthaten — loben. In den alten wilden Zeiten drängten sie als gedrängte Völker andre Nazionen und setzten sich, wo und wie sie konnten. In den mittleren barbarischen Zeiten hielten sie rohere Völker, Hunnen und Mogolen in ihrem verheerenden Lauf auf, oder ließen sich, treu der Fahne des Gehorsams, ge-

gegen welt- und geistliche Mächte bis ans Ende der Welt führen, und vergaßen darüber, sich in ihrem Lande eine Constitution zu geben, die den Namen eines Staats verdiente. Aber ihre häuslichen Tugenden lobe man: denn sie verdienen das Lob, das zuletzt alle Elogien überlebet. Aus ihnen entsprang in Deutschland das Städte- und Bürger-Gemeinwesen, das ganz auf häuslicher Glückseligkeit beruhte und diese bezweckte.

Wie kommts nun, daß wir diese stillen Tugenden nicht ehren? daß wir die unzweifelhaften Vorzüge unsrer Väter, die im Deutschen Karakter liegen, weniger schätzen als die blendenden Eigenschaften fremder Nazionen? Daß viele Deutsche der Deutschen Staatsgeschichte unkundig sind, ist sehr verzeihlich; aber auch der Karakter- und Sittengeschichte? Wir wollen, die Hand vors Auge haltend, den Grund nur darin

darin suchen, daß diese weniger als die Deutsche Kriegs- Reichs- Staats- Rechts- Herkommensgeschichte behandelt worden. Und doch reicht auch diese Täuschung zum Troste kaum hin — denn wie wenige haben — ich will nicht sagen, Maskovs, Schmidts oder eines andern Geschichte der Deutschen, Müllers Geschichte der Schweiz u. s. gelesen, sondern sich auch nur um einzelne Zeitperioden, merkwürdige Deutsche Institute, Verdienste, Karakterzüge bekümmert! Sind (um nur einige zu nennen) Mösers, Mösens, Hegewisch, Stettens Schriften in den Händen, in denen sie seyn sollten? Wird Schlötzers Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen, die ein so großes Blatt des Deutschen Kulturfleißes aus mehreren Ländern enthält, so laut verkündet, als ein triviales brittisches Pamphlet über die Botany-Bay, die Maratten und Hyder Ali?

Da wir so lange, aus uns geworfen, uns selbst entrissen, andern Nazionen gedient, ihnen gefröhnt haben, sollte uns nicht die jetzige Zeit selbst mit gewaltiger grausamer Hand auf uns zurückdrängen, uns zurufend: „Lerne dich selbst kennen: denn andre kennen und mißbrauchen dich. Requirire dich, damit du nicht requirirt werdest." Und was führte dazu mehr, als historische Untersuchungen dessen, was unsre Väter waren, wir vielleicht nicht mehr sind, vielleicht auch nie mehr — Doch das sey ferne! Wir sind was wir sind; unter gegebenen Umständen kann unser Karakter sinken, unsre Natur aber können wir nie vertauschen. Die gedrückte elastische Kraft wird deßhalb nicht unterdrückt; sie hebet sich empor und der Druck selbst war ihr nöthig. In keinem Verhältniß wollen wir die reine Germanität, d. i. Treue und Einfalt mit Anhäng-

hänglichkeit und Muth verbunden; aufgeben. Der Name German, Germanischer Karakter behauptete sich unter den Römern selbst rühmlich.

Zweifelhafter denke ich über den Deutschen Rittergeist, sofern er Kultur bewirkt hat. Daß er mit dem Französischen, Spanischen, Normännischen in England und Italien, die Galanterie nicht in gleichem Maaß emportrieb, möchten wir ihm verzeihen; aber (siehe die Burge und Raubschlösser mit ihren Verließen, die Trinksäle u. s. an) bewirkte er nicht etwas anders? Gnug! Der Geist hat sich überlebet. Wir wollen, wie bei dem Leichenbegängniß des letzten Stammhelden ihm eine Lob- und Leichenrede halten, die Thurniere seiner Vorfahren erzählen, den Ehrenhaften Schild aufhängen und das Wappen mit dem

dem Todten begraben. Pfarrer oder Küster stellen ihm aus den Diptychen einst sein glaubhaftes Zeugniß aus.

Mehr interessirt die Kulturgeschichte der Menschheit jene sanfte Nation, die Erfinderin keiner schädlichen und so vieler nutzbaren Künste, die Hindu. Alles was uns unter ihren Himmel versetzt, hat die Zauberkraft in sich, daß es uns sittsamer macht, und milder. Die Zusammenstellungen des Verfassers, der auch das unlängst erschienene Gesetzbuch des Menu, (die letzte Frucht von W. Jones glücklichem Fleiße) gebraucht hat, verweilen uns sanft bei ihnen; und da Sakontala leider bisher die einzige Probe eines ihrer vollendeten Geisteswerke geblieben, das uns statt der übrigen gelten muß, so verweilet man auch an ihr gern, wenn man sie gleich schon kann-

kannte. Gebe die nächste Zeit uns mehr Sakontala's, die schönsten Beiträge zur Kulturgeschichte der Völker.

„Kulturgeschichte der Völker," in welchen Traum versetzt uns dies Wort, oder vielmehr in welche unendliche Laufbahn! Wie viel und wie wenig ist in ihr geschehen! und auf welchen Wegen ist manches bewirkt worden! Völker blühten und verblüheten; mancherlei war ihre Frucht im großen Garten. Sie pflanzten sich fort, sie mischten sich mit einander; auch jener blühende Dorn, auch jene stechende prächtige Distel. Und dort und da, wie ungeheure Wüsteneien, auf die kein Regen fällt, die kein Thautropfe bethauet; ihnen entgegen glänzende Eisthürme, in deren Klüften nur Lichen wächst. — Ueber die gesammte Kulturgeschichte der Menschheit haben wir nichts zu verantworten

ten, aber jeder an seiner Stelle wohlauf! Lasset uns eilen. Quantum est quod restat! Weimar, den 1sten Mai 1798.

Herder.

Vor-

Vorrede

des Verfassers.

Wenn die Geschichte der Menschheit, eine zusammenhängende Darstellung der Veränderungen liefern soll, die sich mit dem menschlichen Geschlecht seit seiner Entfernung von dem Punkt seiner Entstehung bis zu dem Ziel welches es bis jetzt erreicht hat, zugetragen haben; kann sie sich nur dann der Vollkommenheit nähern, und den Rang einer der erhabensten Wissenschaften erhalten, wenn vernünftige Beobachtungen

tungen über diese Veränderungen, uns denjenigen endlichen Zweck auffinden lassen, welcher diesen Veränderungen zum Grunde liegt, und mit welchen sich diese Veränderungen als Mittel zu seiner Erreichung vereinbaren lassen. Es geht aber dem Beobachter der Menschheit, welcher in einer Darstellung ihrer Veränderungen gleichsam eine Beschreibung der von ihr, von der Wiege ihrer Entstehung bis zu der Gegend wo sie jetzt wandelt, gemachten Reise geben will, und der sich nun die Frage über das Ziel und den fernern Weg dieser Reise aufwirft; wie dem Sternseher, der in seiner langen Kunst durch das kurze Leben beschränkt, nicht im Stande ist, das beständige Fortrücken des Wandelsternes den er beobachtet, bis zur Vollendung seines Ziels zu verfolgen. Jedoch macht er, nach seinen, über den bis jetzt zurückgelegten Weg, gemachten Beobachtungen, unter der Leitung seiner Vernunft, nicht unsichere Schlüsse auf

die

die Gesetze des weiteren Fortgangs, und bestimmt nach der Analogie derselben, den ferneren Weg, die Zeit und das endliche Ziel dieses Fortrückens. Wahrscheinlich läßt sich die, in dem überall Ursache und Zweck verlangenden Karakter der Vernunft, gegründete Frage, über die Ursachen und den endlichen Zweck aller Veränderungen und Schicksale des menschlichen Geschlechts, auf eine ähnliche, die Forderungen der Vernunft vollkommen befriedigende Weise, beantworten.

Aber nur zu lange schon, haben die Geschichtschreiber aller Völker, diese wichtige Frage, über die Bestimmung und den Zweck des Menschen und des menschlichen Geschlechts, die in wissenschaftlicher Hinsicht ein Eigenthum des Moralisten ist, bey ihren Darstellungen vergessen, und erst am Abend des achtzehnten Jahrhunderts ist sie die beständige Gefährtin meh-

rerer grossen Geschichtschreiber, bey der Ausarbeitung ihrer historischen Werke geworfen. Indem jedoch nur einzelne Männer, und nur bey einzelnen Ausführungen aus der Geschichte des menschlichen Geschlechts, diese Idee der Zweckmäßigkeit angewendet haben, und man noch nicht versucht hat, mit Hülfe derselben einen ersten Grundsatz für die allgemeine Geschichte der Menschheit zu finden, ist dieser Zweig der menschlichen Kenntniße, weit hinter den Fortschritten der übrigen zurückgeblieben: so weit, daß er noch immer nicht den Rang einer besondern Wissenschaft erlangen konnte, und daß selbst die Möglichkeit dieser Qualität beynahe allgemein bezweifelt wird. Die Geschichte der Menschheit war und ist noch immer nichts weiter, als ein Aggregat von Erfahrungen über die zeitherigen Veränderungen des menschlichen Geschlechts, in einer den Gesetzen der sinnlichen Anschauung gemäßen Darstellung. Die Einheit

der

der Erfahrung, unter welchem Ausdruck wir eine Darstellung von Begebenheiten in der Zusammensetzung wie sie durch die Formen der Vorstellung zu unsrer Wissenschaft gekommen sind, verstehen, ist der einzige feste durch das ganze Gewebe fortlaufende Faden, an welchen sich die Fäden der einzelnen Darstellungen anknüpfen. Befriedigung der Wißbegierde aber, die eine Kenntniß von den was sich bis zu unsern Zeiten mit der Menschheit zugetragen hat, verlangt, ist die Ursache und der Zweck des Werthes gewesen, welchen man der Geschichte der Menschheit beygelegt hat. Es fehlte ihr also an einem eigenen ersten Grundsatz, der durch ihren inneren eigenen Werth, das Studium derselben zum Zweck machen, und ihrer Bearbeitung, die einer Wissenschaft nothwendige Einheit der Darstellung geben konnte. Deswegen blieb sie auch bis jetzt aus dem Gebiete der Wissenschaften im engern Sinn ausgeschlossen, da eine

Reihe auf einen Gegenstand Bezug habende Kenntnisse, nur dann den Namen einer Wissenschaft verdienen, wenn sie einem einzigen Grundsatz dergestalt untergeordnet werden können, daß weder der Grundsatz den besondern Sätzen, noch die besondern Sätze dem Grundsatz widersprechen, vielmehr alle Theile mit ihm und unter sich im Zusammenhange stehen.

Ohnstreitig setzt uns die zeitherige Geschichte der Menschheit, durch ihre Darstellungen von dem Zustand des menschlichen Geschlechts in den verschiedenen Zeiten und Jahrhunderten seines Daseyns in den Stand, aus der Vergleichung dieser Darstellungen, die Progressionen zu bemerken und zu schätzen, welche das menschliche Geschlecht von seinem Anfang an, gemacht hat. Ob nun gleich diese Progressionen in Hinsicht der Quantität der ganzen Menschenmasse, gewöhnlich nur einen kleinen Theil derselben zu eigen geworden sind,

zeigen sie uns doch wohin die Menschen kommen können, und berechtigen uns zu dem Schluß, daß die Zurückgebliebenen unter ähnlichen Umständen, dieselbe Vollkommenheit erreichen werden. Alsdann kann man auch die Frage über den Zweck und die Zweckmäßigkeit dieser unendlichen immer fortgehenden Progressionen in den zeitherigen Veränderungen und Begebenheiten des menschlichen Geschlechts aufwerfen, um die Geschichte der Menschheit zu einer allgemeinen, an einen einzigen durch diese Frage entstandenen Leitfaden, geknüpften Auflösung derselben, zu modificiren, wodurch sie für jeden denkenden Menschen die erste und wichtigste aller Wissenschaften werden wird. Nur durch ein solches Verfahren, kann man endlich eine wissenschaftliche Geschichte der Menschheit erhalten. Um es aber zu erleichtern und zu befördern, muß die Geschichte der Völker so bearbeitet und dargestellt werden, daß jene Frage über den

Zweck und die Zweckmäßigkeit der bemerkbaren Progressionen in der Entwickelung des menschlichen Geschlechts, schon durch das gegebene Gemälde seblst beantwortet, und es also sichtbar wird, welche Fortschritte in der Bildung jedes Volk von seinem Ursprung an bis zu seinem Verfall gemacht hat. Da aber eine solche Bearbeitung der Geschichte der Völker und der Menschheit erst zu einer wissenschaftlichen Darstellung derselben führen soll, darf sie nicht von dem vielleicht schon zu vermuthen, den ersten Grundsatz für diese ausgehen, denn dieser soll ja erst durch sie gefunden werden; sondern eine aufmerksame Beobachtung muß in dem Fortgang der Kultur des menschlichen Geschlechts überhaupt, einen Erfahrungssatz aufsuchen, der als Norm für jene Bearbeitung der Geschichte gebraucht werden kann. Wenn man nun einen aufmerksamen Blick auf die ganze Masse der Begebenheiten für die Geschich-

te der Menschheit oder die allgemeine Kulturgeschichte des menschlichen Geschlechts wirft, findet man bald, daß der Untergang des abendländischen Reichs der Römer, am Ende des fünften Jahrhunderts unsrer christlichen Zeitrechnung, den Grenzstein einer in Materie und Form verschiedenen, Karakter bestimmenden Erscheinung in der Art und Weise des Fortganges der Kultur des menschlichen Geschlechts vor und nach dieser Epoche, macht. Der innere Karakter des Fortganges dieser Kultur vor jener Epoche, ist wenn man die verschiedenen Völker, deren Begebenheiten den Gegenstand der Geschichte der Menschheit ausmachen, aufeinander bezieht, ein Nacheinander, dagegen derselbe seit dieser Begebenheit ein Nebeneinander ist. Diese Karakterbestimmende Erscheinung in der allgemeinen Geschichte, der durch ihre Schicksale dazu qualificirten Völker der ältern und neuern Zeiten, muß dem Geschichtschreiber

bey einem allgemeinen Gemälde derselben, den Leidfaden abgeben, an welchem er das unübersehbare Labyrinth der mannichfaltigen Begebenheiten durchwandelt, und durch welchen er in den Stand gesetzt wird, sie in einer zwanglosen aber faßlichen Ordnung aneinander zu reihen. Noch besser läßt sich jener Erfahrungssatz folgendermaßen demonstriren. Wenn man auf die ganze Masse der Begebenheiten und Veränderungen des menschlichen Geschlechts, welche uns in der Geschichte der Menschheit dargestellt werden sollen, einen aufmerksamen beobachtenden Blick wirft, kann man ohnmöglich der Bemerkung entgehen, daß die berühmtesten Völker der ältern Zeit, in ihrer Kultur und Vervollkommnung nicht gleichzeitig, sondern eines nach dem andern, fortgegangen sind: so nemlich, daß immer nur ein Volk, sich durch die höchste Stufe der erreichten Kultur vor allen andern auszeichnete, und daß jedes, die relativ größte

Vollkommenheit derselben erst dann erwarb, wenn die des andern nebst dem Volk, durch sich selbst untergegangen, oder von fremder Gewalt zerstört und vernichtet worden war. Alles war bey diesen Völkern weit mehr isolirt und momentan als bey den neuern. Entweder waren sie zufällig durch ihre natürliche Lage, oder absichtlich durch überlegte Einrichtungen und Verordnungen ihrer Gesetzgeber von jeder engern Verbindung untereinander abgeschnitten. Jedes Volk machte für sich eine fast ganz isolirte Masse aus und hatte daher in seiner Empfindungs- Denkungs- und Handlungsweise, in seinen Sitten, seiner politischen Verfassung, in Religion, Wissenschaften und Künsten, einen ganz eignen, momentanen und lokalen Karakter. Die Erhaltung desselben wurde durch eine egoistische, mit einem alles fremde verachtenden Stolz gepaarten Anhänglichkeit daran, befördert. Ganz anders ist es mit den neuern Völkern und Staaten, we-

nigstens in Europa. Diese stehen durch eine Menge gemeinschaftlicher Eigenschaften und Verhältnisse verbunden, nebeneinander da. Gerade das, was die Staaten der ältern Zeiten trennte, vereinigt sie: Aehnlichkeit der Sitten, der Politik, der Religion und ein den meisten ziemlich gleicher Grad der Kultur. Durch alle diese Bande mehr und weniger vereinigt, reiften sie gleichsam Hand in Hand, wenn auch die physischen Kräfte miteinander kämpften, zur Vollkommenheit, und noch ferner werden sie ihr so entgegengehen. Wir übergehen hier diejenigen Verhältnisse und Begebenheiten, welche die entfernteren oder näheren Veranlassungen und Ursachen dieser Verbindung der europäischen Völker gewesen sind. Genug, ihre Kultur und Nazionalbildung hat lange nicht jenen eigenen und individuellen Karakter, wie die der alten Völker, und die Geschichte derselben muß für die Geschichte der Menschheit verschie-

schieden bearbeitet werden, die der alten Völker ethnographisch, die der neuern aber synchronistisch. Bey der ethnographischen Methode ist ein vollendedes Gemälde der Nazionalindividualität eines Volks, in allen seinen Verhältnissen und Hervorbringungen, von seinem Ursprunge an bis zu seinem Verfall, die Hauptsache. Da jedoch in den ältern Zeiten manche Hervorbringungen der Kultur, von ihrem mütterlichen Volke zu andern Völkern übergegangen, von ihnen freiwillig oder gezwungen angenommen und gepflegt worden sind, und auf diese Weise ein Erbtheil des menschlichen Geschlechts wurden, in dessen Besitz ein Volk dem andern folgte; kann die Genealogie dieser Erbfolge, die Lokation der alten Völker für die Geschichte der Menschheit, bestimmen. Die Einleitung der folgenden Abhandlung wird es hinlänglich rechtfertigen, wenn nach unserer Ueberzeugung, die Hindu oder die Bewohner

ner des alten Indiens, den ersten Platz unter den gebildeten Völkern des Alterthums, deren Geschichte in der Geschichte der Menschheit dargestellt wird, verdienen. Desto nothwendiger ist es aber auch, die Geschichte dieses bis jetzt aus der Geschichte der Menschheit ausgeschlossenen Volkes, zu bearbeiten um eine nähere Kenntniß davon zu erhalten. Noch ist wenig dafür geschehen, theils aus Mangel an brauchbaren Materialien, theils aber auch aus Nachlässigkeit und Bequemlichkeit, indem man sich scheute, aus den wenigen Materialien ein ganz neues Gebäude aufzurichten. Der folgende Versuch darf daher vielleicht, wenn auch nicht durch sich selbst, doch wenigstens in dieser Hinsicht, den bescheidenen Anspruch auf einigen Werth machen, da er der erste ist, welcher unter uns ein einigermaßen zusammenhängendes Gemälde von der ganzen Nazionalindividualität der alten Hindu giebt. Noch enthält

hält dasselbe nur ganz leichte nicht selten unvollkommen gerathene Umrisse, welche einer fleißigen Nachhülfe bedürfen, die ich, wenn meine Hand für eine Zeichnung dieser Art geübter ist, nach einiger Zeit, durch ein so viel es möglich ist, vollständiges Handbuch der Indischen Alterthümer, zu geben hoffe. Sollte aber gar eine andere geschicktere Hand, durch die folgenden mangelhaften Umrisse veranlaßt werden, sie zu verbessern, dann bescheiden sie sich gerne der Vergessenheit. Uebrigens schmeichle ich mir noch, keine dem indischen Boden fremde Ansicht hinein gebracht, sondern alles so dargestellt zu haben, wie es dem ruhigen und unbefangenen Beobachter erscheinen muß, der sich immer daran erinnert, daß man bei Untersuchungen dieser Art, so viel möglich aus unserm gewöhnlichen Gesichts- und Ideenkreis heraustreten muß, um dem Fremden nichts von dem Unsrigen anzudichten. Indem man sich aber mit Beobachtungen

gen

gen über das, was die Menschheit in einem Lande wie Indien wurde und werden konnte, beschäftiget, wird Geist und Herz von der reizenden Natur dieses Landes und seiner Bewohner mit sanfter Gewalt so angezogen, daß man sich nur mit Mühe und ungern davon trennen kann. Auch ich konnte nur zu spät, zu den andern für diesen Band, noch versprochenen Untersuchungen, zurückkehren, und sie werden daher erst in dem nächsten folgen. Jena, am 2. Mai 1798.

Majer.

IV. Ueber

IV.

Ueber die Geschichte
der
alten Hindu
und
den Werth der Sakontala
für dieselbe.

Was uns die Natur zu seyn vergönnt hat,
Mehr und minder kann der Mensch nicht werden.
Auf des Berges Gipfel und im Thale
Bleibt er, was er ist, und wird nicht größer.
Schöpf' er aus dem Brunnen oder Weltmeer,
Dort und hier erfüllt er nur sein Krüglein.

Gedanken eines Bramanen, übers. von
Herder in den zerstreuten
Blättern, IV. Samml.
S. 322.

Ueber die Geschichte der alten Hindu und den Werth der Sakontala für dieselbe.

1.

Schon längst äußerten alle diejenigen, welche sich mit höheren Ansprüchen als denen der bloßen Neugierde, dem Studium der Geschichte der Menschheit widmeten, um durch dasselbe die Begebenheiten und Schicksale des Menschengeschlechts kennen und beurtheilen zu lernen, manche Zweifel, über den Zusammenhang und die innere Möglichkeit der Kulturgeschichte des menschlichen Geschlechts in den frühesten Zeiten, in derjenigen Aneinanderrei-

reihung und Verbindung, welche die zeitherigen Untersuchungen gaben und möglich machten. Man bemerkte den Mangel eines Verbindungsgliedes zwischen den ersten Erzeugnissen der Entwicklung der Anlagen und Kräfte des menschlichen Geschlechts und der Natur die dasselbe hervorgebracht hatte; oder, mit andern Worten, den Mangel eines Beweises, daß dasselbe zunächst noch seiner Entstehung in der nothwendig noch sehr genauen uud beengenden Verbindung mit der Natur, sich auf die Art und Weise, wie man es hier beschreibt und darstellt, habe entwickeln können und entwickeln müssen. Der ruhig beobachtende Geist findet aber eine aufgestellte Frage nicht befriedigend gelößt und beantwortet, wenn er noch in den für die Erklärung dieser Auflösung gegebenen Gründen, einen Sprung bemerkt; denn die Vernunft fordert zur Ueberzeugung von einer Wahrheit, eine ununterbrochene Darstellung von Ursachen und Wirkungen, deren Verbindung es ihr möglich macht, den

Grund

Grund der gegebenen Wahrheit zu erkennen, indem sie sich ihn denken kann, und also in den Stand gesetzt wird, ihn andern zusammenhängend angeben zu können. Lange genug hat man die Geschichte der Völker und Staaten der alten Welt und ihrer Kultur erzehlt und dargestellt, ohne Untersuchungen über den Anfang, die erste Entstehung dieser Kultur anzustellen. Jeder der nur einige Kenntniß von diesen Darstellungen hat, wird wissen, daß der Ursprung der Kultur des menschlichen Geschlechts, daß die ersten Regungen und Bewegungen der Anlagen und Kräfte des Menschen, in und durch dieselben weder angegeben noch aufgehellt und erklärt werden. Ueberall geht man von gewissen Voraussetzungen aus und reiht an diese die Folge der Erscheinungen an. Ein düsterer Flor hüllet den Anfang der Kultur unseres Geschlechts in Dunkelheit, wir wissen weder wo, noch wie er war. Ehrfurchtsvoll steht hier der Forscher wie vor einem Heiligthum der ganzen Menschheit still und wagt

es nicht in dasselbe einzudringen. Auch soll er diesen magischen Schleier nicht gewaltsam zerreissen! Er soll versuchen ob er ihn an seinen Enden lösen und langsam wegziehen kann! Jenes würde geschehen, wenn er der Leitung despotischer längst vorhergefaßter Hypothesen folgt. Dieses wird ihm gelingen, wenn er sich bescheiden und anspruchslos dieser heiligen Dunkelheit nähert, nicht von einem anmaßenden Vorsatz, sondern nur von einer vernünftigen Hofnung begleitet, sie vielleicht zu erleuchten. Asien war die Wiege des Menschengeschlechts. Zunächst muß er also die Geschichte der merkwürdigsten Staaten und Völker des alten Asiens, anspruchslos und ohne vorgefaßte Meinungen durchwandern, um den gesuchten Ursprung der Kultur des menschlichen Geschlechts zu entdecken. Auch die wenigen und unvollkommenen Nachrichten, die wir von diesen Völkern haben, verglichen mit dem Ort und der Zeit ihres Daseyns und Lebens, werden zweckmäßig und mit Vorsicht gebraucht,

braucht, hinreichen, ihn als treue Wegweiser, auf den dunkeln Pfaden die er betreten hat, zur Wahrheit zu führen.

2.

Die ersten Menschen waren die letzte Blüte der hervorbringenden Natur. An der leitenden Hand dieser Mutter, unter ihrem Schutz und ihrer Fürsorge, mußten sie leicht und sorglos durch das Leben flattern, ohne Mühe und Anstrengung gleichsam spielend am nährenden Busen der Gütigen ihren Unterhalt finden können; wenn die schöne zarte Blume nicht bald nach der Geburt, in den Armen einer unbesorgten Schöpferin wieder verwelken sollte. Die Kraft der Hervorbringung giebt und bestimmt nicht allein den erhabenen Karakter des Schöpfers, sondern vielmehr die Macht und Kunst, das Geschaffene zu erhalten. Die ersten Menschen mußten, wenn sie ihre Entstehung überleben sollten, in einem Lande hervorgehen, des-

sen Erzeugnisse vollkommen hinreichend für ihre Bedürfnisse waren, oder vielmehr, in ihnen das subjective Gefühl des Bedürfnisses gar nicht möglich machten. Nur der Mangel der gewohnten ersten mütterlichen Nahrung konnte das Gefühl dieses Bedürfnisses erzeugen. Und erst die Forderungen dieses und anderer Bedürfnisse konnten die Menschen zur Anstrengung und zum Gebrauch der verborgenen Kräfte ihrer Anlagen nöthigen, sie dahin bringen, Versuche anzustellen, dem ungünstigen Boden und allen Verhältnissen und Umständen die an ihn geknüpft waren, die Mittel zur Befriedigung jenes Bedürfnisses, abzuringen. Eine solche Entwickelung aber, die bei ihrer Entstehung und in ihrem Fortgang mit dem Ort wo sie hervorgeht, und mit allen an ihn geknüpften Umständen, im Verhältniß steht, ist durch gewisse Gesetze der Nothwendigkeit gebunden, und kann nicht allgemein seyn. Dieses Verhältniß kann seiner Natur nach keine gleichförmige Entwickelung und Bildung

dung aller im Menschen liegenden Anlagen befördern, sondern es wird nur einige besonders hervorlocken und ihre Kultur begünstigen. Und doch scheint es der Voraussetzung eines weisen Naturplans angemessen zu seyn, daß die Gesammtanlagen und Gesammtkräfte des Menschen erst in einem ganz freien von Bedürfnissen unabhängigen Daseyn, im Ganzen und einzeln geprüft worden sind, ehe sie von ihr einzeln dieser besondern Entwickelung überlassen wurden. In dem Gemälde der zeitherigen Geschichte der Menschheit, behaupteten die Aegypter den Rang und die Stelle des ältesten zuerst kultivirten Volkes der Erde. Im Gefühl der eben angegebenen Voraussetzung, hat man sich bemüht alle Zweige ihrer mannichfaltigen Kultur als Erzeugnisse und Hervorbringungen der ersten Bewegungen und Aeusserungen des Kindes, als Früchte von kindischen in allen Verhältnissen des Daseyns gemachten Versuchen, darzustellen. Aber der aufmerksame Beobachter fühlte

te daß diese Kultur nicht allgemein und unmittelbar an die Natur geknüpft ist; er fühlte eine Lücke, ob er gleich nicht im Stande war, die Mittel zu ihrer Ausfüllung anzugeben. Der Karakter der ägyptischen Kultur trägt nicht das Gepräge der Aeusserungen eines harmlosen Menschen, der im regen ungestörten Gefühl seiner Kraft und seines Daseyns durchs Leben tändelt, und die Früchte bricht, mit welchen die ihn umgebende reiche Natur ihn anlächelt. Der Karakter dieser Kultur zeigt vielmehr ein kränkelndes einsames Kind, das beinahe von aller Gesellschaft, von allem Umgang mit andern entfernt, unter dem Druck der äußern Umstände seiner örtlichen Lage, nur wenige Anlagen gebrauchen kann, und in diesem Gebrauch seiner Kräfte, wenn durch denselben die Bedürfnisse welche ihn veranlaßt hatten, befriediget waren, die sonderbaren Einfälle seiner kranken Phantasie zu verwirklichen suchte. Die Kultur der Aegypter war zu sehr durch den Druck der Bedürfnisse be-

bestimmt, und hatte eben dadurch nur eine einseitige Richtung erhalten. Sie gewährt nicht das Bild der ersten freien Aeusserungen, die der Naturmensch im Gefühl seiner Kraft macht, um die Spuren dieser Kraft der ihn umgebenden materiellen Natur einzuprägen. Denn obgleich die Natur dieses Land mit allen Produkten der drei Naturreiche, wenige ausgenommen, reichlich ausgestattet hatte, obgleich das Klima gesund war, und der Mensch der Natur desselben gemäß nur wenig zu seiner Subsistenz brauchte, war es doch nicht zu jener vorbereitenden Prüfung der Anlagen und Kräfte des Menschen geeignet, welche der Anfang der Kultur derselben voraussetzt.

3.

Man hat daher besonders in unsern Tagen manche scharfsinnige Hypothesen aufgestellt, deren Absicht es war uns zur Entdeckung desjenigen Landes zu führen, dessen Bewohner als Volk im

Besitz der Anfänge der Künste und Erfindungen und aller höhern Kultur gewesen sind, und aller Wahrscheinlichkeit nach haben seyn können. Auch bei den Alten schon ahnte der denkende Beobachter ein anderes Urland der Kultur als Aegypten, und setzte dasselbe mit den ältesten, glaubwürdigsten und natürlichsten Sagen des Alterthums in die Gegenden des heutigen Hindostan. Ohne hier Rücksicht auf die besondern Gründe zu nehmen, welche man für die eine oder die andere dieser Hypothesen, unter andern auch für die genannte Meinung, daß Indien das Urland der Kultur gewesen sey, aufgestellt hat; wollen wir nur im allgemeinen diejenigen Ansprüche erwähnen, welche man überhaupt vor allen besondern Gründen, an dasjenige Land, welches sich zu diesem Besitz qualificiren will, gemacht hat und mit Recht machen kann. Nur das Zusammentreffen seines Karakters und seiner Eigenschaften mit diesen Voraussetzungen, kann den Forscher bestimmen, weitere Untersu-

chun-

chungen über seine und seiner Bewohner Schicksale in den ältesten Zeiten anzustellen, um zu erfahren, ob dieselben als Volk zuerst eine höhere Bildung besessen haben. Diese Ansprüche beruhen auf der physikalischen Geographie, der Philosophie der Menschengeschichte, und der zeitherigen Geschichte.

1) Anspruch der physikalischen Geographie. Die physikalische Geographie ist die Philosophie der reinen Geographie. Diese beschreibt die Erscheinung unserer Erde in ihrer natürlichen Gestalt, ohne Rücksicht auf die von ihren Besitzern gemachten Bestimmungen zu nehmen. Sie beschäftigt sich mit Beobachtung der Erde überhaupt und mit ihren einzelnen Theilen insbesondere, welche durch Abtheilungen und Grenzen der Natur, durch Meere, Flüsse, Gebirge, getrennt sind. Jene, als Philosophie dieser reinen Geographie, beschäftigt sich mit Untersuchungen und Betrachtungen über den Ursprung der Erde überhaupt, und

ihrer einzelnen Theile und der Grenzen welche sie scheiden insbesondere, um sich die Erfahrungen und Nachrichten derselben erklären und vernünftig denken zu können. Der menschliche Geist der die Ursachen aller Dinge aufsuchen und erforschen will, hat also selbst über den Ursprung und die Entstehung unserer Erde, Muthmaßungen und Hypothesen aufgestellt. Vermöge einiger derselben welche sich vor allen andern durch ihre Wahrscheinlichkeit auszeichnen, denkt er sich die erste Entstehung des festen Landes auf die Weise möglich und wahrscheinlich, wenn er annimmt, daß sich dasselbe nur nach und nach aus einer allgemeinen vorher bestandenen Wasserwelt erhoben, von und aus derselben abgesetzt habe. [1]) Dieser Vorstellung

1) Wer mehr davon wissen will, lese de Luec's Untersuchungen und Prüfungen über die merkwürdigsten Hypothesen, Theorieen und Systeme von dem Ursprung der Erde, in seinen Briefen über die Geschichte des Menschen des 1. B. 2—6. Abtheil. Seine eigene scharfsinnige Theorie findet

stellung gemäß erhoben sich zuerst die Gebirge, und an diese setzte sich nach und nach das ebene Land an. Dem Karakter dieser ganzen Operation der Natur nach aber, muß nothwendig derjenige Theil des festen Landes, welcher sich zuerst aus dem allgemeinen Meer hervorgearbeitet hat, jetzt im Verhältniß zu den übrigen Theilen desselben, sehr hoch liegen. Denn, wenn in und auf diesem ersten Theil des festen Landes die Menschen haben entstehen sollen und entstanden sind, muß die ganze Lage desselben so beschaffen seyn, daß es wahrscheinlich gemacht werden kann, wie sich die Nachkommen der ersten Menschen von den Höhen des Urlandes, an den Flüssen und in den Thälern, in die neu und später entstandenen Gefilde hinabgezogen haben.

2) An-

findet man zusammengezogen im Gothaischen Magazin VIII. 4. IX. 1. Man vergl. auch Erxlebens Naturlehre, nach der N. A. von Lichtenberg §. 773. f.

2) Anspruch der Philosophie der Geschichte der Menschheit. Diese beschäftigt sich mit der Aufsuchung der innern verborgenen Triebfedern, der Erscheinungen und Begebenheiten der Menschen, beurtheilt ihre Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit nach den Gesetzen der Weisheit, um sich dieselben in ihren Ursachen und ihrem Zusammenhang vernünftig denken zu können. Bei den Untersuchungen über den Ursprung der Kultur, wird sie nach der Analogie der Naturgeschichte des Thierreichs, nur dasjenige Land für das Urland des Menschengeschlechts und seiner ersten Bildung erkennen, in welchem die Natur sichtbar und ausgezeichnet, den ganzen Apparat zur physischen Subsistenz und Entwickelung des menschlichen Geschlechts am vollständigsten bereitet und gleichsam prädisponirt hat. Nach den Grundsätzen der Naturgeschichte des Thierreichs hält man eine Thiergattung an dem

Orte

Orte für einheimisch, wo sie sich ohne künstliche Pflege und Wartung am häufigsten fortpflanzt, wo sie am vollkommensten gedeiht und wo sich ihre Nahrung am häufigsten und besten findet. Die beiden ersten Punkte lassen sich nicht bestimmt und gradezu auf die Menschen anwenden, da sie die transplantabelste aller Thiergattungen sind. Nur der Mensch scheint für alle Gegenden der Erde, für alle Zonen und Himmelsstriche geschaffen zu seyn, nur er allein findet überall Mittel in der Natur, sein Leben zu erhalten. Ueberhaupt sind alle Beobachtungen, welche man in Beziehung auf diese beiden Punkte angestellt hat, noch zu unvollständig, um etwas bestimmtes darüber sagen zu können. Sie können daher bei den Untersuchungen über das Urland der Kultur, auch nur in so fern berücksichtiget werden, daß man sich, wenn man dasselbe gefunden zu haben glaubt, ihrer erinnert, um zu vergleichen, ob sie, wie es nothwendig ist, mit den übrigen Gründen der Wahrscheinlichkeit, die man da-

für hat, zusammentreffen. Desto mehr Rücksicht läßt sich aber auf den dritten angegebenen Punkt in Beziehung auf den Menschen nehmen, weil es weniger Zeit und Mühe kostet, bestimmte Erfahrungen darüber zu machen, in welchem Lande die Natur die Mittel zu seiner Nahrung, seiner physischen Subsistenz und Entwickelung, an Mannichfaltigkeit und Vollkommenheit, am besten vorbereitet hat. Und weil besonders die Herrschaft über das Thierreich in der Natur des Menschen liegt, und er es nicht allein zu seiner Nahrung gebrauchen will, sondern auch bemüht ist, dasselbe als Mittel zur Ausführung seiner Zwecke zu benutzen, gründet man auf diese Thatsache einen neuen Grundsatz für die philosophischen Untersuchungen über das Urland der Menschen. Er läßt sich so ausdrücken: Wenn in gewissen Gegenden das ihnen einheimische Thierreich von der Qualität ist, daß der Mensch recht viele Arten desselben zu seinen ruhigen beständigen

Ge-

Gefährten gewöhnen und ihre Kräfte als Zusatz für die seinigen nutzen und als Mittel für seine Zwecke beherrschen kann; dann ist jenes Urland mit der höchsten Wahrscheinlichkeit in dieselben zu setzen.

4.

Von diesen durch die Ansprüche der physikalischen Geographie und der Philosophie der Menschengeschichte veranlaßten Grundsätzen begleitet, wollen wir einen Blick auf unsere Erde thun. Sogleich wenden wir ihn von der durch Columbus entdeckten Erdhälfte wieder weg, denn sie verräth überall Spuren, daß sie Alles was auf ihr lebt, späten Einwanderungen zu verdanken hat. Länger verweilt er auf unserer Hemisphäre und endlich wird er von Mittelasien gefesselt. Zuerst bemerkt man hier südlich in gleicher Richtung von Westen nach Osten, ein großes Gebirge, das als ein zusammenhängender Bergrücken, sich durch das

Ganze hinzieht, von Pamphilien und Cilicien an bis zu den Grenzen von China. Zuerst geht es unter dem Namen des Taurus durch Armenien, in die südlich und südöstlich am kaspischen Meer gelegenen Länder, bis zur östlichen Grenze der großen Tartarei, wo es sich in zwei Hauptarme theilt. Der nordöstliche, das Gebirge von Casgar geht nach Norden bis an die Sibirische Grenze. Der südöstliche bei seinem Anfang das Schneegebirge genannt, bildet die nördliche Grenze von Hindostan, geht durch Groß- und Klein-Tibet, und verliert sich in China. Eine ähnliche Bergkette findet man weiter links nach Norden vom schwarzen Meer bis zum Eismeer in derselben Richtung von Westen nach Osten. Sie fängt an oberhalb des kaspischen Meers, durchläuft unter der allgemeinen Benennung Altai, das südliche Sibirien, und verliert sich an den östlichen Küsten dieses Landes, nachdem sie sich mit dem Gebirge von Casgar dem nordöstlichen Arm des südlichen

Ge-

Gebirges, vereinigt hat. Ein Hauptarm dieser nordlichen Gebirgkette bildet sich ohnfern ihrem Anfang, und geht unter dem Namen des Urals, in nördlicher Richtung bis zum Eismeer. Die Aeste welche von beiden ausgehen, begegnen sich zuweilen in den zwischen ihnen liegenden Landstrichen. Diese Landstriche nun sind die höchsten Gegenden der im Gegensatz von Amerika sogenannten alten Welt. Die hohen Granitgebirge an und auf welchen sie ruhen, tragen das Gepräge eines gleichsam ewigen und ursprünglichen Daseyns. Diese Höhen vielleicht nie oder nur in sehr frühen Zeiten vom Wasser bedeckt, waren wie es scheint, der Mittelpunkt der ganzen Erdenschöpfung. An die von den sie umgebenden Bergketten, nach allen Richtungen hin ausgehenden Gebirgäste, setzte sich nach und nach die feste Materie des Chaos an, und es entstand das größte Land der Erde, und theilweise das fruchtbarste, denn es war aus den feinsten Bestandtheilen des kochenden Chaos gebildet. Die Natur zeigt in

den westlichen Theilen dieser Gegenden, in ihren Hervorbringungen überall Reichthum und Fülle. Von dem Thierreich derselben hat ein aufmerksamer Reisender und scharfsinniger Beobachter der Natur, die Bemerkung gemacht, daß in diesen gemäßigten Gegenden Asiens, jenen reitzenden Thälern welche von den erwähnten hier aus allen Richtungen zusammenlaufenden Gebirgketten umgeben und durchschnitten werden, alle diejenigen Thierarten die in den Nord- und Südländern zahm gemacht worden sind, wild und in ihrem ursprünglichen Zustand gefunden werden. So der Stammvater des Ochsen und des Büffels; der Mufflon von welchem unsere Schaafe kommen; der Steinbock und das Bezoarthier, aus deren Vermischung unsere zahmen Ziegen entstanden sind; der Schakal von dem aller Wahrscheinlichkeit nach die Hauptrace unserer Hunde, diese treuen Gefährten der Menschen abstammt; ferner das Kameel, das wilde Schwein, die wil-

wilde Katze, und noch viele andere, insbesondere auch unsere zahmen Hüner und die Pfauen. [2]) Eben so vollkommen und mannichfaltig ist der Reichthum dieser, noch mehr der angrenzenden südlichen Landstriche Asiens, besonders Hindostans, an allen Naturproducten des Pflanzenreichs. In ihnen blühet hier ein schöner Blumengarten der Natur, ein freundliches Eden. Hier und nur hier im Mittelpunkt des größten Reichthums und der üppigsten Fülle der Natur, konnte auch der Mensch, als der Liebling ihrer Hervorbringungen, die schönste Blüte ihres in mannichfaltigen Schöpfungen geübten Fleißes, entstehen und hervorgehen. Hier hatte sie mit mütterlicher Hand, Alles vorbereitet was sein Daseyn erhalten und seine Bildung befördern konnte. Das große Werk war vollendet

2) Pallas Bemerkungen über die Berge, in den Beiträgen zur physikal. Erdbeschreibung III. Bd. S. 250.

det! Die Schöpferin zerbrach die ewigen Formen ihrer Bildungen, und legte nun in das Höchste, schönste und reinste Wesen derselben, in den Menschen, einen schaffenden Trieb, einen Schöpfergeist, nach seinem Willen in ihren Werken fortzufahren, auf der großen irrdischen Werkstatt zu formen, zu schaffen und zu bilden, bis er so im Laufe von Jahrtausenden, sich selbst durch manche fehlgeschlagene und verunglückte Versuche, aus dem natürlichen Gebieten alles Erschaffenen auf Erden, zum würdigen und weisen Besitzer desselben erheben, und dieses und sich selbst zweckmäßig und menschlich zu gebrauchen, lernen würde. Diese Hervorbringung des Menschen hatte die große Schöpferin Natur zum Ziel ihres Schaffens und Formens gesetzt. Sie behielt und übernahm nun blos d i e S o r g f a l t, i h r e S c h ö p f u n g e n z u e r h a l t e n, bis sie endlich, wenn Alles seine von ihr bestimmte Absicht erreicht hat, es wieder auflösen und in seinen ursprünglichen Zustand zurückführen wird, um

neue

neue Zwecke zu erreichen. — Diese ganze Muthmaßung, daß hier die Bildungsstätte, die Wiege des Menschengeschlechts gewesen sey, erhebt sich also zu einem hohen Grade der Wahrscheinlichkeit, auch wenn man noch die Frage auswirft: ob der Mensch in den Gegenden dieser Gebirge häufig und gut gedeihe? Zwar haben wir im Ganzen nur sehr wenige und unvollständige geographische Nachrichten davon. Wir kennen nur den westlichen Theil des Kaukasus, ein Arm des Taurus, jene fruchtbaren und reizenden Länder Georgien, Cirkassien nnd Mingrelien. Aber hier findet sich noch jetzt eine der allerschönsten Menschenracen, ohngeachtet einer schlechten bürgerlichen und politischen Verfassung, und mit Recht kann man wohl von diesen Ländern einen Schluß auf die unbekannten Gegenden des Gebirges machen.

5.

3) Anspruch der zeitherigen Geschichte. Die Vergleichung und Untersu-

chung der Muthmaßung, daß Mittelasien die Wiege des Menschengeschlechts gewesen sey, mit und nach den Ansprüchen der physikalischen Erdbeschreibung und der Philosophie der Menschengeschichte, ist ihr nicht widersprechend sondern vielmehr vortheilhaft gewesen, und hat sogar durch die Leichtigkeit mit welcher sie sich ihnen gemäß erklären läßt, ein bedeutendes Gepräge von Gewißheit erhalten. Aber sie soll sich noch einer neuen prüfenden Vergleichung unterwerfen, deren Absicht es ist, zu erfahren, ob sie mit den Nachrichten der zeitherigen Geschichte in Uebereinstimmung gebracht werden könne. In dieser hat man zeither, die älteste Völkergeschichte an die ersten Kapitel der Genesis von Moses geknüpft, indem man die in denselben enthaltenen Erzehlungen und Nachrichten als die Urgeschichte des Menschengeschlechts vor der Entstehung der Völker, aufstellte und mit dem Ursprung und den Schicksalen derselben in Verbindung brachte. Aber schon längst sahen denkende Forscher der Geschichte der Vorwelt die

Un-

Unzweckmäßigkeit dieses Verfahrens ein, und zeigten daß es keinen Nutzen gehabt hat, sondern der Entdeckung der Wahrheit und gründlichen Untersuchungen weit mehr hinderlich als vortheilhaft gewesen ist. Die meisten sind darüber einig: daß man diese hebräischen Sagen über die Urwelt und die Urgeschichte des Menschengeschlechts, bei den allgemeinen Untersuchungen über die ältesten Schicksale der alten Völker und über den Ursprung des menschlichen Geschlechts, nicht zum Grunde legen müsse. Man muß sie blos für das nehmen was sie sind, alte Nazionalsagen und Nazionallieder eines westasiatischen Hirtenvolks. Sie sind auf den Gesichtskreis der Gegenden in welchen es lebte, eingeschränkt. Hier wie bei allen Historikern des hohen Alterthums, muß man nie vergessen, sich vor allen Dingen eine Kenntniß des historischen Horizonts, der historischen Sphäre aus welcher der Verfasser solcher Nachrichten herausspricht,

zu verschaffen. Für diese Sagen besteht er in einem kleinen Strich des westlichen Asiens und des nordöstlichen Afrika, den Gegenden von Syrien, Arabien und Unterägypten. Dieses ist ihre ganze Erde und auf diesen Horizont ihrer historischen Kenntniß, müssen alle Allgemeinheiten die darin enthalten sind, bezogen werden. Sie sind Familiennachrichten eines einzigen Volkes und als solche schätzbar, für die Geschichte anderer Erdenvölker aber inhaltlos Auch die benachbarten sind darin blos nach Geschlechts-Verhältnissen in Verbindung gebracht, in Beziehung auf den Karakter der Verbindung oder des Verhältnisses in welchem sie und die Hebräer gegeneinander standen. Von der Entstehung der Erde und des Menschengeschlechts aber, die sie erzehlen wollen, enthalten sie keine historische Darstellung, denn welcher der Sterblichen konnte Nachrichten von diesen Begebenheiten haben; — sondern sie sind in dieser Hinsicht Denkmale und lebendige Nachrichten der alten Nazionalvorstellungen,

welche

welche sich die Vorfahren der Hebräer von diesen Begebenheiten machten. Es sind erhabene Lieder des höchsten Alterthums in welchen die Begebenheit der Welt- und Menschen-Schöpfung nach der Fassungskraft der Menschen jener Zeiten so anschaulich als möglich gemacht wird. Daher sind auch die sogenannten Tagewerke des ewigen Schöpfers, nicht nach der Folge welche sich der Physiker denken kann, sondern in einer gewissen optischen Succession dargestellt. — Noch weniger darf man die Nachrichten einer erwiesen später entstandenen Traditionsgeschichte anderer Völker für jene Untersuchungen brauchen. Sie haben gar keinen urkundlichen Werth, und die Folgen ihres Gebrauchs für die Geschichte sind Verwirrungen und Irrthümer. In Hinsicht der Traditionsgeschichte der Hebräer aber ist es merkwürdig, daß sie in den Nachrichten von dem Urland des Menschengeschlechts, der angeführten Hypothese nicht widerspricht, son-

dern durch Uebereinstimmung sie ebenfalls bestätigt. Auch zu den Vätern der Hebräer scheint ein Ton von der wahren Beschaffenheit dieser Begebenheit erklungen zu seyn; denn ihre alten historischen Lieder, deren Urland Syrien war, setzen die Wiege des Menschengeschlechts in den Nordosten ihres historischen Horizonts, wo im fernen Osten Asiens die Gegenden der Quellen des Euphrat und Tigris lagen.

Uebrigens ist die ganze Geschichte der Schicksale und der Kultur der alten Völker, ein unstreitiger Beweis davon, daß das Menschengeschlecht in Asien sein Daseyn und seine erste Bildung erhalten hat. Einmal ist es zum Theil offenbar erwiesen, außerdem aber zur höchsten Wahrscheinlichkeit gebracht, daß alle Völker der übrigen Erdtheile aus Asien entsprungen und eingewandert sind. Von den meisten europäischen wird es theils durch die Ueberreste ihrer Ursprache, theils durch ausdrückliche Nachrichten von ihren alten Wohnsitzen bewiesen. Weniger deutliche Beweise haben

ben wir über die Abkunft der Afrikaner und Amerikaner, doch sagen es von einigen Völkern der erstern die Nachrichten alter Traditionen ausdrücklich; bei diesen aber bringt schon der erste Anblick ihrer Nazionalphysiognomie auf den Gedanken, daß sie aus dem östlichen Asien eingewandert sind. Zweitens findet man in Asien die ältesten kultivirten Sprachen der ganzen Erde, als sichern Beweis, daß die Völker desselben eine sehr frühe und bedeutende Kultur gehabt haben, da die Sprache eines Volks die lebendige und redende Hervorbringung seiner Kultur und also ein unzweideutiger Zeuge derselben ist. Drittens: daß vollkommenste Produkt einer hohen Kultur, ja die höchste aller Erfindungen des menschlichen Geistes, die Tonschrift kam aus Asien. Dort wurde sie erfunden und nach mancherlei Versuchen des Verstandes und der Kunst verbessert und vollendet. Aus Asien kam sie zu allen Völkern, welche sie besitzen, und kein einziges hat ein eigenes Alphabet erfunden.

6. Von

6.

Von den Ursachen der ersten Trennung unter den Menschen, von ihren Auswanderungen aus dem Urland nach allen Gegenden, von der Entstehung der verschiedenen Sprachen, von dem Ursprung der ersten Völker, schweigt die Geschichte. Man hat diese Lücke mit der Tradition vom babylonischen Thurmbau ausgefüllt. Außerdem sind wir aller Nachrichten beraubt, und es ist ohnmöglich die Ursachen jener Trennung der Menschen und der Sprache zu ergründen. Nur Muthmaßungen können uns eine wahrscheinliche Erklärung davon verschaffen.

Erst nach Jahrhunderten fängt die Geschichte da wieder an, wo schon ganz verschiedene durch Nazionalindividualität markirte Völker auf dem Schauplatz erscheinen. Zuerst führt man die Aegypter, als dasjenige Volk auf, welches in den frühesten Zeiten vor allen andern eine bedeutende Kultur gehabt habe. Indem man nach den Grundsätzen unserer zeitherigen

herigen Geschichte der Menschheit oder der sogenannten Universalgeschichte nicht ohne Grund nur die Begebenheiten und Veränderungen der edelsten Theile von der Masse der ganzen Menschheit, nemlich derjenigen Völker deren Kultur wahrhaft progressiv und bedeutend gewesen ist, zum Objekt ihrer Darstellungen wählte; hat man ohnstreitig den historischen Horizont dadurch zu sehr beschränkt, daß man jene edleren Theile der Masse nur unter den Anwohnern des Mittelmeers suchte. Es war gleichsam als stillschweigende Maxime angenommen, daß die Völker nur durch ihre Annäherung an die Gestade des Mittelmeers zu einem Platz in der Kulturgeschichte des menschlichen Geschlechts qualificirt wären und seyn könnten. Dann ist aber die Geschichte der Menschheit in den ältern Zeiten, zu deren Grenzen man den Untergang des abendländischen Römerreichs und die in individuellen Karakteren bemerkbare Trennung der neuern europäischen Nazionen gemacht hat, — blos eine Universalgeschichte derjeni-

gen Völker die am Mittelmeer gelebt haben Für diese Völker und für diesen Horizont, ist ohnstreitig dieses Meer ihrer ganzen Geschichte gemäß, gleichsam der Centralpunkt gewesen, von welchem ihre Kultur ausgieng, weil alle Vortheile seiner Beschaffenheit und seiner Lage, sie aufforderten, antrieben und unterstützten, einen gegenseitigen Verkehr zu eröfnen und zu erhalten. Allein nur der Europäer, nicht der Weltbürger, kann ihre Geschichte als die Geschichte der Menschheit aufstellen. Ihm ist die ganze Erde das Vaterland, und alle Menschen sind seine Mitbürger! Diese Geschichte der alten Völker aber ist nur in Beziehung auf die Europäer, auf die Bildung derselben geschrieben, weil diese einer natürlichen und bewiesenen Folge der Begebenheiten gemäß, zunächst von den Schicksalen und der Kultur jener Völker abhängig gewesen, theils in ihr gegründet, theils durch sie befördert worden ist. Der Horizont der Geschichte der Menschheit dagegen umfaßt die ganze Erde. Alle Völker, alle

Nazionen haben gleiche Ansprüche auf ihre Darstellungen. In so ferne es aber die erste und schönste Absicht einer für die Menschheit geschriebenen Geschichte des menschlichen Geschlechts seyn muß, bei ihren Darstellungen auf den von der Vernunft von dem Daseyn und Leben des menschlichen Geschlechts angenommenen Zweck, daß sich dasselbe in seiner stufenweisen Vervollkommnung, einer vollständigen Entwickelung und Ausbildung aller in dem Wesen des Menschen liegenden Anlagen und Kräfte, nähern soll — Rücksicht zu nehmen, und in und durch dieselben zu zeigen, wo und wie dieses am meisten und besten geschehen ist; wird sie vermöge dieser Absicht diejenigen Völker die eine frühere, bedeutendere und allgemeinere Bildung als andere gehabt haben, den übrigen vorziehen. Sie haben nach der Absicht einer solchen Geschichte der Menschheit einen gegründeten Anspruch darauf von ihr zuerst dargestellt zu werden. Man hat also auch in jener Geschichte der Menschheit, deren Hori-

zont sich zunächst über die Gestade des Mittelmeers erstreckte, in dieser Hinsicht konsequent gehandelt, wenn man den Aegyptern die erste Stelle gab: weil sie in diesem Erdkreis, das am frühesten kultivirteste Volk gewesen sind. Aber wie weit werden wir dadurch von der Wiege des Menschengeschlechts entfernt! Schon die ältesten Nachrichten von dem Ursprung der Aegypter und von dem Weg auf welchem sie nach Aegypten eingewandert seyn sollen, zeigen uns daß die Begebenheiten und Bewegungen vieler Jahrhunderte vorausgegangen seyn mußten, ehe dieses Land bevölkert wurde. Dieses geschah bekanntlich den ältesten und wegen ihrer Uebereinstimmung mit der ganzen Beschaffenheit und Lage des Landes, glaubwürdigsten Nachrichten zu Folge, von Aethiopien aus, denn Herodot sagt uns, daß nach den Erzählungen der Aegyptischen Priester, ihr erster König Menes in dem nachmaligen Thebais oder Oberägypten

ten regiert hätte, als das ganze übrige Land noch Sumpf und Meer gewesen wäre. [3]) Die ganze älteste Naturgeschichte und physikalische Geographie des Landes bestätigt diese Meinung, und der Zeitpunkt dieses Faktums, ist in eine desto größere Entfernung von den frühesten Zeiten des Menschengeschlechts zu setzen, da es aus der ganzen folgenden Geschichte wahrscheinlich wird, daß die ersten Bewohner des Landes zum Theil aus Aethiopien, zum Theil aus einem Negerstamm, der seit seiner Einwanderung aus Asien nach Afrika schon eine klimatische Nazionalbildung angenommen hatte, welches nur das Werk vieler Jahrhunderte seyn konnte, bestanden. [4]) Noch mehr

3) Herodot. L. II. c. 4.

4) Die Physiognomie der Sphinx die ohnstreitig rein ägyptisch war, ist eine wahre Negerphysiognomie. Herodot sagt es ausdrücklich, die Aegypter wären von schwarzer Farbe und hätten krause Haare, μελάγχροές εἰσι καὶ οὐλότριχες, II. c. 54. Mehrere Untersuchungen darüber hat ein neuerer scharfsin-

wird diese Meinung gerechtfertigt, da allen Gründen der Wahrscheinlichkeit nach, die Aegyptische Priesterkaste, welche, wenn ich so sagen darf, die ersten Einrichtungen und Dispositionen zur Kultur und Bildung des Landes und des Volkes machte, äthiopischer Abkunft war. Die Nachrichten des Alterthums und die Aehnlichkeit des religiösen Kultus beider Völker begründen diese Wahrscheinlichkeit. Diodor von Sicilien sagt es ausdrücklich, daß die Aegypter ihre meisten Gebräuche, die Apotheose der Könige, die Sitte und Kunst der Einbalsamirung, die Bildhauerkunst, Hieroglyphik, die geheimen Wissenschaften ihrer Priester und ihre Staatsverfassung aus

sinniger Reisender angestellt, in deren Resultaten er behauptet, daß die Urbevölkerung des Landes von einem Negerstamm geschehen sei, welches die eigenthümliche Physiognomie der Einwohner noch jetzt beweise. Diese sey mulattisch und zeige ohngeachtet der vielen Vermischungen noch die Macht des ursprünglichen Stammskarakters. Voyage en Syrie et en Egypte par Volney (Par. 1787. II. 8.) A. M. O.

aus Aethiopien erhalten hätten. [5]) Am meisten aber zeigt die ganze Kultur der Aegypter in und durch sich selbst eine weite Entfernung von dem wahrscheinlichen Karakter der Kultur der ersten Völker. Denn ob sie gleich in allen ihren Zügen das Gepräge des Lokalen trägt, und in ihrer Vollendung zeigt, daß sie da blühte und reifte, wo wir sie finden, und man leicht einsieht, daß sie sich nur hier zu dieser Gestalt entwickeln konnte, kömmt man doch endlich dahin zurück, daß die Keime dazu aus einem fremden Lande gekommen seyn müssen. Den alten Volkssagen der Aegypter gemäß, waren die ersten Bewohner des Landes, wilde Nomaden, die ohne Ackerbau und irgend ein politisches Vereinigungsband, von den natürli-

5) Diodor. Sic. Lib. II. c. 3. Weitere Untersuchungen darüber findet man, bei: Heeren in den Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt, 1. Th. S. 356. f.

chen Produkten der Erde und von der Fischerei lebten. In der Folge führten äthiopische Priester, vielleicht durch Handelsspekulationen veranlaßt, Kolonieen ins Land, und machten wie alle Einrichtungen der spätern Zeiten zeigen, den Ackerbau zur Basis des von ihnen gestifteten Staats und der Bildung des Volks. Ohne hier die Gründe zu untersuchen, welche sie dazu haben bestimmen können, noch den Mitteln nachzuforschen, deren sie sich bedient haben mögen, die alten Nomaden an den Ackerbau und an feste Wohnsitze zu gewöhnen, ist es doch unläugbare Thatsache, daß derselbe die Grundlage der ganzen Verfassung des Volks gewesen ist, daß die Liebe dazu tief in den Karakter desselben geprägt war. Auch ist soviel gewiß, daß die ganze Natur des Landes demselben äusserst vortheilhaft war, und daß vermöge derselben nur durch denselben eine grosse Menschenmasse darin bestehen und in einer Staatsverbindung erhalten werden konnte. Aus dem Allen ergiebt sich zuletzt das endliche

Resul

Resultat, daß die Aegypter auf keinen Fall das erste und älteste kultivirte Volk der Erde gewesen sind, daß die Keime ihrer Kultur nicht in Aegypten entstanden sind, noch dort haben entstehen können, welches sich auch noch aus psychologischen Gründen würde erweisen lassen, daß dieselben vielmehr von einem andern vielleicht schon lange vorher kultivirten Volke zu ihnen gekommen sind und sich hier dem Lokale des Landes gemäß modificirt, unter den Einwirkungen desselben vom neuen zu einer andern Gestalt entwickelt haben; daß diese Kultur also gleichsam eine Brücke war, über welche die erste Kultur unter mancherlei Veränderungen, mancherlei Schicksalen mit Verlust und Gewinn, von andern weit früher gebildeten Völkern zu den übrigen im Horizont des Mittelmeers gelegenen, gekommen ist. Wenn uns nun die Sagen des Alterthums von den Aethiopiern, von demjenigen Volke, von welchem die Keime dieser Kultur zunächst herkamen, erzehlen, daß dieses Volk selbst, wenigstens aber

die Keime seiner Kultur aus Asien, namentlich dem alten Hindostan gekommen sind; wenn man findet, daß die Hauptideen ihrer Religion und die Grundzüge ihrer politischen Einrichtung, mit denen jener Gegenden Asiens übereinstimmen: so finden wir uns auf das angenehmste überrascht, wieder in die Nähe jener Gegenden, von welchen das Menschengeschlecht ausgegangen ist, hingeführt zu werden, da uns für die Geschichte der Menschheit sehr viel daran liegen muß, ein Volk zu entdecken, dessen Kultur in eine unmittelbare Verbindung mit dem Urland zu bringen ist uns an dasselbe geknüpft werden kann. Wir wollen einmal diesen Spuren folgen, und ohne durch andere Rücksichten bestimmt zu werden, uns eine Kenntniß von dem Karakter des genannten Landes und seiner Bewohner zu verschaffen suchen, um zunächst aus dieser einen Schluß machen zu können, ob dieses Land und solche Menschen einer Kultur fähig gewesen sind, die man ohne Zwang für

die

die des ersten oder eines der ersten gebildeten Völker halten kann.

7.

Jenseits der großen Asiatischen Gebirge, die sich in dem Altai wie die Bogen eines ungeheuern Gewölbes, auf dessen Rücken die Oberfläche unserer Erde ruht, in ihrem Schlußstein vereinigen, liegt im sanften Abhang gegen den Ocean, gleichsam immer heftiger von seinen Wellen angezogen, ein großes schönes Land, dem seine Eingebohrnen die stolzen Namen, Medhyama, der Mittelpunkt, und Puniabhumi, das Land der Tugenden, geben. Die Alten scheinen dieser Fläche in ihrem weitestem Umfange, westlich Persien und die Arachosianischen Gebirge, östlich die Vorlande des chinesischen Reichs, nördlich die Wildnisse der Tatarei und südlich den Ocean, zu Grenzen gesetzt zu haben. Diese große Fläche bildet ein ungleiches Vier-

eck

eck von beinahe vierzig Graden im Durchmesser, von einer ihrer Grenzlinien zur andern, und nähert sich also im Umfange der Größe des ganzen Europa. Innerhalb dieser Grenzen liegt das heutige Hindostan oder Ostindien, jene große Fläche des südlichen Asiens, zwischen Persien und China, nebst den beiden Halbinseln ost- und westwärts des Ganges und den Inseln des Indischen Meers. Die Größe aller dieser Landstriche beträgt beinahe siebenzigtausend Quadrat-Meilen, und die Anzahl der Menschen die sie bewohnen, ohngefähr achtzig Millionen. Davon sind beinahe funfzehentausend Quadrat-Meilen und zwanzig Millionen Menschen, einer Handelscompagnie eines europäischen Volkes unterworfen; funfzehentausend Quadrat-Meilen bilden die einheimische Fürstenaristokratie der Seiks; und acht und zwanzigtausend Quadrat-Meilen den Maratten-staat, der in das Gebiet des Paischwa oder Oberregenten der Maratten und in die

die Besitzungen seiner vielen größeren und kleinern Vasallen und und zinsbaren Fürsten, zerfällt. Das übrige gehört theils freien, theils abhängigen Rajas und Nabobs, theils den Franzosen, Portugiesen, Holländern und Dänen. Bei den Eingebohrnen oder ursprünglichen Bewohnern dieses Landes, finden wir beynahe noch ganz dieselben Sitten, dieselbe Verfassung, deren die Alten in ihren wenigen Nachrichten von Indien, schon vor zweitausend Jahren erwähnen. Mit der Erforschung und Aufstellung der Ursachen dieser in der Geschichte der asiatischen Völker mehreremale vorkommenden Erscheinung, wollen wir uns hier nicht abgeben. Unsere Aufmerksamkeit muß vielmehr darauf gerichtet seyn, den Ursprung und den Karakter dieser unvergänglichen Kultur kennen zu lernen. Deswegen muß man sobald als möglich um einige Jahrtausende in der Geschichte zurückgehen und beobachten, welche Farben die Vergangenheit, in der hier nicht unzweckmäßigen Verbin-

bindung mit der Gegenwart, uns leihen kann und wird, eine richtige Ansicht des alten Indiens und seiner Bewohner zu erhalten und ein treues Gemälde davon zu entwerfen. Das Alterthum und die Vergangenheit verspricht uns solche Farben in manchen seit einer kurzen Reihe von Jahren näher bekannt gewordenen Ueberbleibseln ihrer Sprache und Literatur, und in den unvernichteten Denkmälern und Ruinen ihrer redenden und bildenden Kunst, die den Verheerungen der Zeit glücklich entgangen sind. Die Gegenwart zeigt uns in den Nachkommen jener Menschen, einen freundlichen wohlwollenden Greis, der in seinem ganzen Karakter, den Zügen seiner geistigen und physischen Signatur, ohngeachtet des langen Drucks, welchen religiöser Aberglaube, asiatischer und europäischer Despotism seinem Leben gaben, noch die unverkennbaren Spuren einer froh und glücklich durchlebten Kindheit und Jugend trägt; mit ganzer Seele an den Gefühlen, Ideen und Hervorbringungen derselben

hängt,

hängt, nur in ihnen und durch sie lebt. Vielleicht finden wir mit Hülfe dieses Gemäldes am Ende, daß in jenen Gegenden Asiens, von den Ahnen dieser und der ihnen verwandten Völker, lange vor unserer zeitherigen Geschichte, die Anlagen und Kräfte des Menschen, in kindlichen Empfindungen, Ideen und schuldlosen Versuchen sich gezeigt haben, zuerst im Ganzen zugleich, und nebeneinander hervorgiengen, und wenn ich so sagen darf, geboren wurden, die hernach bei andern Völkern, einzeln und nacheinander zur Gestalt unserer Kultur weiter entwickelt, im Verhältniß der Zeit und des Orts, und des Stammskarakters der Völker, erzogen und gebildet worden sind. — Die ersten Linien und die Grundfarben eines solchen Gemäldes findet und erhält man durch die Kenntniß der physischen Geographie des Landes und des Stammskarakters seiner Bewohner. Die Geschichte der Kultur der Menschheit, der Entwickelung und Bildung der menschlichen Anlagen und Kräfte,

ist

ist eine Darstellung des Kampfs und der Disposition, der selbstständigen Freiheit, der geistigen Thätigkeit des innern Menschen, mit und über die ihn umgebende materielle Natur. Diese ist entweder belebt oder unbelebt, und jene umfaßt noch die Summe der andern Menschen, in welchen allen als Erscheinungen der materiellen Natur, eine gleich-selbstständige Freiheit, eine freie geistige Natur besteht und da ist. Das Leben des Menschen ist daher die fortgesetzte Beziehung seiner durch den Geist bestimmten Thätigkeit auf diese materielle willenlose Natur, um seiner Freiheit die Herrschaft über den Widerstand derselben zu verschaffen, also ein Kampf der freien geistigen Natur des Menschen gegen den Widerstand der Aussendinge; oder die Beziehung der eigenen Freiheit auf die Freiheit des Willens der andern Menschen, um sich von ihr unabhängig zu erhalten oder sie den Bestimmungen des eigenen Ichs zu unterwerfen. Dann ist also die Geschichte eines Volks oder der zu einer politischen Gesellschaft vereinigten Masse von

Men=

Menschen, die Darstellung des Kampfs seiner Individuen mit und unter sich selbst und mit der sie umgebenden materiellen Natur. Um nun die Reihe der Erscheinungen dieses Kampfs, deren zusammenhängende und vollständige Darstellung die Geschichte eines Volks ausmacht, richtig beurtheilen zu können, muß man sich zuerst eine bestimmte Kenntniß der kämpfenden Kräfte erwerben. Den Umfang und den Karakter derselben in der belebten und unbelebten Natur, giebt uns die physische oder reine Geographie. Ueber den Umfang und die Beschaffenheit derselben in der Materie des Volks oder der Masse der gesellschaftlichen Verbindung, belehrt uns die Kenntniß des Stammskarakters, weil sie uns die individuellen Anlagen, Kräfte, Neigungen und Triebe der Individuen mit dieser bestimmten Signatur zeigt. Dadurch werden wir in den Stand gesetzt zu beurtheilen, wie im einzelnen Menschen der Kampf der Freiheit mit dem so prädisponirten sinnlichen Begehrungsvermögen; wie die Kollision des gegen-

seitigen Kampfes der freien Selbstthätigkeit der mehreren und vielen Individuen unter einander, und endlich wie der Kampf der Freiheit mit der willens- und leblosen Natur, die gegebenen und keine andere Erscheinungen hat hervorbringen müssen, ja andere nicht hat hervorbringen können. Hier insbesondere werden wir durch die Kenntniß des Stammskarakters der alten Bewohner Hindostans, und der physischen Geographie des Landes, in den Stand gesetzt werden zu beurtheilen, ob Menschen mit einer solchen Signatur, der Genesis und ersten thätigen Bewegung der sämmtlichen Anlagen und Kräfte des Menschen fähig waren, und ob das Land dazu geeignet war, sie zu begünstigen.

8.

Zuerst einige Bemerkungen über die reine oder physische Geographie Hindostans, da der gegenseitige Einfluß des Himmels und des Bodens zunächst die Naturprodukte des Pflanzenreichs erzeugt, und durch die-

diese bestimmt, welche Thiere hier leben können nnd sollen. Der Boden oder die Erde, die Schöpferin und Erhalterin alles Lebendigen, ist in einem Lande von so großem Umfang wie dieses, natürlich sehr verschieden. Hier ist er im Allgemeinen sehr fruchtbar, von einer Menge großer und kleiner Flüsse durchströmt; unter welchen der Indus oder Scind, und der Ganges oder Ganga, der erste unter den sieben heiligen Flüssen der Hindu, Hauptflüsse sind. In den wärmern Landstrichen gleicht der Boden am Ende der trockenen Jahrszeit, einer dürren ausgesogenen Sandwüste; aber im Anfange der Regenzeit wird er mit Gras und Kräutern bedeckt, deren Blüten die Luft mit einem balsamischen Geruch durchdringen. Einige Landschaften sind mit dichten schattichten Wäldern bedeckt, andere mit Sumpf und Meere durchschnitten, besonders die am Ausflusse der Ganga. Im Norden sind viele Berge, besonders laufen von dem Hauptgebirge Mustag oder Kontaiße

viele Gebirgketten ins Land herein, unter welchen die, die unter dem Namen Gate oder Gauts, die westliche Halbinsel beinahe in gerader Richtung vom Norden nach Süden durchläuft, die merkwürdigste ist. Die Luft ist im Ganzen rein und daher gesund, in den nordlichen Gegenden gemäßigt, ja selbst kalt. Im südlichen Hindostan dauert die trockene Jahrszeit vom April bis zum Junius, da fällt ein erquickender Regen. Vorher ist eine außerordentliche ermattende Hitze, die nur zuweilen durch die sanfte Kühlung wehender Winde gemildert wird. Auf der unten liegenden westlichen Halbinsel macht das vorhin angeführte Gebirge Gauts eine äußerst merkwürdige Veränderung in der Luft und dem Klima; denn es bildet eine Scheidewand, deren Einfluß sich auf Witterung und Jahreszeiten erstreckt, indem die jenseitige Ostküste, die Küste Caromandel, Sommer hat, wenn auf der diesseitigen oder Westküste in Malabar oder Cuncan, die Regenzeit und also Winter ist. Mit diesem

Him-

Himmel und diesem Boden steht der Reichthum der hier einheimischen Natur-Erzeugnisse im Verhältniß. Der Boden giebt schon von Natur, ohne künstliche Bearbeitung eine Menge vortreflicher und kostbarer Produkte des Pflanzenreichs, Reiß, Weizen, Gerste, Mais, Zuckerrohr, Baumwolle, Cocosbäume, Limonien, die anderen Obstarten der wärmeren Erdstriche, Brodfrüchte, Mohn, Ananas, Pfeffer, Jugwer, Kampfer, Weihrauch, Gummilack u. a. m. Aus dem Thierreich finden sich Elephanten, Rhinoceros, Löwen, Tiger, Leoparden, Crocodille, Tschakals, Hirsche, Gemsen, Antilopen, Affen, Kameele, Esel, Maulthiere, Pferde, Ochsen und Schaafe, Bienen und Seidenwürmer, alles zahme Geflügel, Pfauen u. a. einheimisch. Die Flüsse und die Küsten haben einen Ueberfluß an allen Arten von Fischen, und im Grund des Meeres findet man trefliche Perlenmuscheln, die berühmtesten der ganzen Erde. Die Erde selbst umfaßt hier in ihrem mütterlichen Schooß, häufiger als an

andern Orten, manche kostbare und brauchbare Mineralien, Gold, Eisen, Kupfer, Salz, Zink, Salpeter, Steinkohlen, Diamanten und andere edle Steine, außer vielen andern geschätzten Produkten.

9.

Nun betrachten wir die Menschen dieses Landes, um zu sehen, ob die Nachkommen der alten Ureinwohner desselben in ihrer physischen und moralischen Bildung nicht einige Spuren zeigen, in und durch welche sich die späten Enkel der einst glücklichen und würdigen Besitzer dieses Paradieses der Welt verrathen. Der Mensch durfte dieser Natur nicht unwerth seyn. Nur ein schönes und liebenswürdiges Geschlecht konnte es verdienen, an diesen klaren Bächen und Strömen zu wohnen; in diesem Garten der Natur auf weichem Gras, unter duftenden Blumen, stärkenden Kräutern und nährenden Früchten zu wandeln; unter dem Schatten dieser Bäume, sanfte Kühlung als Milderung

der

der brennenden Hitze des Tages einzuathmen; der friedlichen Thiere die es umgaben sich zu freuen. In diesem Lande des Ueberflusses schlummerte vielleicht ursprünglich selbst in den wilden Thieren, ihre grausame Natur. Friedlich theilten sie Sicherheit und Ueberfluß mit ihrem Herrscher, und nur der Mangel erregte ihre Grausamkeit und machte sie furchtbar. Noch jetzt findet sich in Kaschmir, einer nordlichen Gegend Hindostans, kein wildes und kein giftiges Thier. Mitten im Schooß der höchsten Gebirge liegt es, ein ewig grünendes fruchtbares Thal, von kühlenden Bächen durchschnitten und schönen sich allmählig erhebenden Hügeln umgeben, die an hohe und immer höhere Berge grenzen, deren letzte ihre mit unvergänglichen Schnee bedeckte Gipfel, vor den Augen der Sterblichen, in den Wolken verbergen. Hier wohnen auch in unsern Tagen noch die seelenvollsten und witzigsten Hindu, mit gleicher Fähigkeit zur Dichtkunst und zu den Wissenschaften ausgestattet, zu allen Künsten und

mechanischen Arbeiten geschickt. Ihre physische Bildung zeigt das reinste Ebenmaas und die schönste Harmonie, und unter den Weibern findet man Muster der vollkommensten Schönheit.

Ueberhaupt sind die Hindu der sanftmüthigste Menschenstamm, die harmlosesten unter allen Sterblichen. Doch besteht ihre Menschenliebe wie es scheint mehr in der Enthaltung von allen Beleidigungen des Nächsten, als in wirklich thätigem Wohlthun. Gerne und mit Vorsatz beleidigen sie nie ein lebendiges Geschöpf. Alles was Leben hat und Leben bringt lieben und achten sie. Ihre Nahrung besteht in den einfachsten und unschuldigsten Speisen, in der Milch ihrer geliebten Kühe, in Reiß, Baumfrüchten, und in den nährenden und erquickenden Kräutern, welche ihnen ihr Vaterland darbietet; selten und nur bei gewissen Kasten, in Fleisch. Weichheit, Zartheit und Harmonie zeigt sich in ihrer ganzen Gestalt, und selbst ih-

re Sprache hat einen gewissen musikalischen Ton. Noch kein Reisender mit reinem unverdorbenem Gefühl und reger Empfänglichkeit für Unschuld und Natur, hat diese Gegenden durchwandert, ohne einen tiefen Eindruck bei der Betrachtung und Beobachtung dieser Menschen, ihrer physischen und moralischen Bildung zu erhalten. Der zarte Keim der natürlichen Einfalt, die Reinheit und Unschuld, spricht in ihnen, ohngeachtet des Druckes welchen Aberglaube und Despotism ihnen gaben, als in lebendigen Bildern zu unserer Seele. Die Gestalt der Hindu sagt Mack-Intosch in seiner Reisebeschreibung [6]) ist gerade, schlank und schön, ihre Glieder sind nach einem richtigen Ebenmaas fein und gleichförmig gebildet, ihre Finger sind lang und zarttastend, das Gesicht ist offen und gefällig, die Züge desselben sind bei dem weiblichen Geschlecht die zartesten Linien der Schönheit, bei dem männlichen, ei-

 ner

6) Vol. I. p. 321.

ner männlich sanften Seele. Ihr Gang, das ganze Tragen und die Haltung ihres Körpers ist im höchsten Grad anmuthig und reizend. Wie diese körperliche Bildung ist auch die ursprüngliche Gestalt ihres Geistes, ja wenn man die drückenden Gesetze des Aberglaubens und der Sklaverei abrechnet, ihre Lebensweise. Mäßigkeit und Ruhe, ein zartes Gefühl und eine stille duldende Tiefe der Seele, bezeichnen ihre Künste und selbst ihre leidende Dahingebung unter dem äußersten Joch der Menschheit. Beinahe mit denselben Worten beschreibt ein anderer Reisender die physische Gestalt der Hindu, wenn er sagt: „Sie sind durchgängig gerade und zierlich gewachsen, alle ihre Glieder sind schön, proportionirt, die Finger lang und spitz zulaufend, der Ausdruck des Gesichts offen und einnehmend, und die Züge bei den Weibern im hohen Grade reizend und zart, und bei den Männern männlich aber doch sanft. In ihrem Gange, ihren Bewegungen und in ihrem ganzen Betragen, herrscht ausnehmend

viel

viel Grazie." 7) Lord ein älterer reisender Britte, sagt in seiner Beschreibung von den Einwohnern dieses Landes: „Es stellte sich meinen Augen ein Volk dar, in etwas tief herabhangende Leinewand gekleidet, von Geberden und in seinem Betragen fast mädchenartig und beinahe weibisch, von einer schüchternen und etwas zurückhaltenden Miene, aus der aber dennoch eine schmeichelnde und verschämte Vertraulichkeit lächelt." Dionysius in seinem bekannten geographischen Gedicht, macht folgende Beschreibung von Indien und seinen Bewohnern: „Gegen Osten erstreckt sich ferne von hier ein schönes Land, Indien, dessen Grenzen der weite Ozean beschränkt. Ihm lächelt gefällig die Sonne, wenn sie sich neu aus dem Meere erhebt, und ihre frühen Morgenstralen sendet.

Bräun-

7) Man vergl. zerstreute Bemerkungen über die Sitten der Hindus, in den neuen Beiträgen zur Länder- und Völkerkunde von Sprengel und Forster, VI. Th. S. 293.

Bräunlich sind seine Bewohner und in ihren Blicken verrathen sie die Farbe der dunkeln Hyacinthe. Ihre Beschäftigungen sind mannichfaltig. Einige durchsuchen die Felsen und ziehen das verborgene Gold aus der künstlichen Kluft; einige verfertigen mit geschicktem Fleiße Leinwand am Weberstuhl; andere formen und glätten mit genauer Sorgfalt das Elfenbein. Viele gehen an den seichten Fluß, stürzen sich hinein und suchen in seinem Bette, den flammenden Beryll oder den glänzenden Diamant. Häufig findet man hier den grünen Jaspis, aber durchsichtig; auch den hell und angenehm glänzenden Topas; seltner den lieblichen Amethyst, in dem sich alle die milden Schattirungen des Purpurs vereinigen. Der reiche fruchtbringende Boden, von tausend Flüssen bewässert, beschenkt von allen Seiten die Einwohner mit einem zwanglosen Wohlstand." [8]) Man sollte glauben Ovid habe bei der Beschreibung des golde-

8) Dionysii Orbis descriptio, v. 111. sq.

goldenen Zeitalters, in seiner Fabel von den vier Weltaltern, an Indien und seine Bewohner gedacht, wenigstens würde der Anblick davon, ihm die Bilder seiner Phantasie in der Wirklichkeit dargestellt haben. Seine Beschreibung ist diese: „In den ersten Zeiten seines Daseyns, lebte das junge Menschengeschlecht im Genuß eines lieblichen ungestörten Friedens. Die Dauer desselben nannte man das goldene Alter der Welt. In diesen Zeiten übte jeder Sterbliche Redlichkeit und Tugend ohne den Zwang der Gesetze. Keine Strafe, keine Furcht und kein drohender Despot ängstigte die Brust der Erdenkinder. Kein Bittender stand zitternd vor dem Richter. Noch stieg die hohe Fichte nicht von ihren Gebirgen herab, um die Sterblichen über den Abgrund der Wellen zu tragen. Am väterlichen Gestade blieben die Söhne und Enkel. Um drohende Städte stiegen noch keine Mauern empor, vertieften sich keine steilen Abgründe. Die Trompete des Kriegs tönte nicht, und kein

Stahl

Stahl tauchte sich in Blut. Leiden der Seele, Hunger und furchtbarer Mangel nagten noch nicht an der Lebenskraft der Sterblichen. Unverwundet von der schneidenden Pflugschaar brachte die Erde von selbst hervor, was die Bedürfnisse der Menschen befriedigen konnte. Süße Beeren und nährende Früchte waren ihre Speise; ihr Kleid der ewige Frühling der mit wärmenden Fittigen auf den Gefilden ruhte. Dann wogten auch diese von freiwilligen Halmen; Ströme von Milch und Wein flossen, und aus der schattenden Eiche träufelte gelber Honig." Uns führen die gegebenen Züge von der natürlichen Beschaffenheit Hindostans und dem ursprünglichen Karakter seiner Bewohner, auf die Bemerkung: daß kein Land der Erde es so sehr wie dieses werth gewesen ist, die Wiege der Völkerkultur zu seyn, und daß kein Volk in seinem Karakter so deutliche und lebendige Spuren eines regen kindlichen Geistes, eines kindlichen Sinnes trägt, welchen die ersten Menschengesellschaften haben

muß-

mußten, wenn sie schöne Erscheinungen unter den lieblichen Blumen eines Paradieses, die mit dem Reichthum und der Güte der übrigen Schöpfung nicht im Widerspruch standen, bleiben, und einer höheren Bildung fähig seyn sollten. Traurig blickt der Menschenfreund auf den jetzigen Zustand dieses Landes und seiner Bewohner, der uns überall durch verlebten Aberglauben, durch asiatischen und europäischen Despotism, am meisten durch den niedrigen merkantilischen Geist seiner europäischen Besitzer, die höchste Unterdrückung zeigt. Das Gefühl jedes reinen unverdorbenen Menschen empört sich bei diesem Anblick, und er flieht jedes lebhafte Bild davon, damit er nicht eine Menschheit hassen und verachten müsse, die mit grausamen Eigennutz die schönsten Keime ihres eigenen Geschlechts zerstört. Das Glück war den Lieblingen der Natur nicht günstig, und die Zukunft wird der Nachwelt einst diese scheinbaren Widersprüche in dem verborgenen Plan des Schicksals lösen!

10.

Die natürliche Beschaffenheit dieses Landes und der Grundkarakter seiner Bewohner verrathen ohnstreitig die Spuren eines einst glücklichen und besonders eines selbstständigen Daseyns der Hindu. Denn da nun seit mehr als zweitausend Jahren dieses Volk durch auswärtige Feinde ist beunruhigt worden, da bald kleinere bald größere Gegenden auf kürzere und längere Zeit, die Beute fremder Eroberer gewesen sind, da es endlich seit dem Ende des zehnten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung, wo der größte Theil davon unter Mahmud von den Mahomedanern erobert wurde, beständig unter dem Joche asiatischer und europäischer Despoten geblutet hat; müssen die Grundzüge seines Karakters lange vorher durch eigene Ausbildung und Entwickelung eine gleichsam unvergängliche Festigkeit erhalten haben, die ihn fähig machten, allen schädlichen Eindrücken einer fremden Unterjochung, wenigstens in seinen Hauptzügen zu entgehen. Und wirklich führen

führen auch alle Nachrichten fremder Völker des Alterthums dahin, daß die Indier schon in sehr frühen Zeiten im Besitz einer vorzüglichen Kultur gewesen sind. Die vollkommensten dieser unvollkommenen Nachrichten, die der Griechen, führen auf dieses endliche Resultat. Vor Alexander hatten sie nur wenige und äußerst mangelhafte Kenntnisse davon. Aber je mehr sich dieser kühne und ehrgeizige Welteroberer den Grenzen Indiens näherte, desto mehr wurde er von dem Ruhm des Landes angereizt, seine Eroberungen über dasselbe zu verbreiten. Doch kam er nicht weiter bis an den Fluß Hyphasis. Weil nun die Ursitze der Indischen Kultur jenseit desselben an den Ufern der heiligen Ganga zu suchen sind, müssen die Nachrichten der Griechen auch nur auf diesen Horizont bezogen werden, und man kann sie nicht zur Widerlegung anderer Nachrichten gebrauchen. Ohngeachtet des Gepräges von Mangelhaftigkeit und Unkenntniß des Wissenswürdigen, welches sie überall zeigen, wovon be-

besonders die Behauptung des Strabo, daß die Indier die Buchstabenschrift nicht gekannt hätten, einen Beweis giebt, erwähnen sie doch manche bis auf unsere Zeiten unverändert gebliebene Sitten und Gebräuche derselben, besonders ihre Kasteneinrichtung oder Abtheilung des Volks in vier Hauptklassen und eine gelehrte Priesterkaste, welcher sie unter dem Namen der Gymnosophisten gedenken. Ja man findet sogar die Meinung, daß die Aegypter und Griechen und andere Völker, ihre Religion und ihre Gesetze, ihre Fabeln und ihre Weisheit, überhaupt daß sie die Grundlehren aller ihrer Kenntnisse aus Indien erhalten hätten. Unter andern sagen sie uns auch, daß Pythagoras seine Weisheit in Indien geholt habe. Man erinnere sich an eine Stelle in dem Leben des Apollonius von Tyana von Philostrat, wo er erzehlt, dieser habe die Weisheit bei den Aegyptern suchen wollen und sich deswegen bei seinem Lehrer Pythagoras erkundiget. Dieser habe ihm gesagt: „Warum

willst

willst du die Weisheit nicht von den Indiern herschreiben, die sie erfunden haben, sondern von jenen, welche erst durch Adoption Väter derselben geworden sind." 9) Ein andermal läßt er den Apollonius zu Thesposion uud den Gymnosophisten sagen: „Nicht von euch erhielt Pythagoras die Weltweisheit, sondern von den Indiern, und ihr selbst gabt ihm dazumal den Rath, sie bei diesen zu suchen. Ihr lobtet ihm ihre Weisheit, weil ihr selbst vormals Indier waret. Aber jetzt wollt ihr dieses nicht mehr zugeben, weil ihr euch der Sage schämt, daß ihr durch göttliche Strafgerichte von dort hierher vertrieben worden wäret. Ihr gabt euch alle mögliche Mühe, nicht für Aethiopier, welche aus Indien kamen, gehalten zu werden. Ihr warft die indischen Geräthe von euch, als könntet ihr mit Ablegung des indischen Gewandes

9) Philostrati vita Apollonii L. VI. c. 6. in edit. Paris. 1608. p. 275.

aufhören Indier zu seyn. Eben so machtet ihr Veränderungen im Dienst der Götter und nahmt die ägyptische Weise an.“ [10]) Die hier vorgegebene Reise des Pythagoras ist vielleicht doch nicht geradezu in die Klasse der übrigen Fabeln zu setzen, mit welchen man die Geschichte seines Lebens verziert hat, ohngeachtet des Stillschweigens der gleichzeitigen Schriftsteller und der Behauptung des Polybius, daß vor Alexander einer solchen Reise unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege gestanden hätten. Gesetzt aber auch, daß man sie verwerfen wollte, beweißt doch die so oft vorkommende Meinung der Griechen und mit ihnen der Römer, vermöge welcher man die Indier für das einzige Volk hielt, welches sein Geburtsland niemals verlassen hätte; daß man schon damals geglaubt hat, ihre Kultur wäre einheimisch, ganz unter ihnen und durch sie hervorgebracht. Schon deswegen also könnte man veranlaßt wer-

10) ibid. p. 277.

werden, weitere Nachforschungen über die Geschichte der Indier aufzustellen, um ihnen in der Geschichte der Menschheit einen Platz und zwar vor den Aegyptern zu geben. Aber auch ohne Bezug auf die Geschichte der Menschheit überhaupt erhält das Studium der Geschichte dieses Volks, schon an und für sich selbst ein hohes Interesse durch das Daseyn einer alten hochgebildeten Sprache und Buchstabenschrift; durch die Einrichtungen einer uralten Phisophie und Religion und die in den neuesten Zeiten uns bekannt gewordenen Werke derselben; durch die den Karakter eines sehr hohen Alterthums tragenden noch vorhandenen Ueberbleibsel und Ruinen ihrer Bildhauerei und Baukunst; durch alte Schriften von ihren Wissenschaften und Künsten, und durch aufgefundene Werke ihrer Gelehrten und Dichter selbst; durch die Einrichtungen einer uralten die Sitten und die Denkungsart des Volks streng be-

herrschenden gesellschaftlichen Verfassung, deren frühes Daseyn nun bekannt gewordene, ein Alter von mehreren Jahrtausenden habende Gesetzsammlungen beweisen. Alles steht in der genauesten Verwandschaft miteinander; und nach den eigenen Berichten des Volks besaßen sie diese Hervorbringungen einer hohen Kultur schon vor beinahe fünftausend Jahren. Gewiß ist es, daß man sich durch die Ansicht ihrer heiligen Bücher, der Werke ihrer Dichter und ihrer alten Gesetzsammlungen, der Ruinen ihrer Kunst in den alten Tempeln, in die fernsten Zeiten versetzt sieht, da allen diesen Werken die Spuren des entferntesten Alterthums eingegraben sind. Wenn nun die ältesten Gesetze wenigstens den höheren Klassen des Volks verbieten, das Land welches sie jetzt noch bewohnen, zu verlassen; [11]) wenn die Hervorbringungen dieser

Kultur

11) „Die drei ersten Classen sollen unveränderlich in den vorerwähnten Ländern wohnen; aber ein Sudra,

Kultur im Ganzen und in allen ihren Theilen, von einem Umfang menschlicher Thätigkeit, von einer allgemeinen Regsamkeit der Anlagen und Kräfte im Menschen zeigen, welche sich nur in einem Lande, wo der Mensch durch keine physischen Bedürfnisse beunruhiget wurde, äußern konnte; wenn man findet, daß die Ideen, die Grundsätze der Indischen Religion und Philosophie eine leicht zu erklärende natürliche Fortbildung der ersten Stralen des gemeinen Menschenverstandes, der Ideen eines stillen beobachtenden Geistes glücklich organisirter Menschen eines schönen Landes sind; wenn endlich diese ganze Kultur, der natürlichen Beschaffenheit des Landes und dem ursprünglichen Karakter seiner Bewohner gemäß ist, und sich daraus erklären läßt: so können wir mit vieler Wahrscheinlichkeit die Indier für ein Volk halten, dessen Bildung wenn sie nicht gar eine

dra, dem es an Lebensunterhalt fehlt, mag sich aufhalten wo es ihm gefällt." Verordnungen des Menu Kap. II. 24.

Frucht der ersten thätigen Bewegung der sämmtlichen Anlagen und Kräfte des Menschen, der Lebendigwerdung und Genesis derselben gewesen ist, wenigstens in einer unmittelbaren durch keine heftigen Erschütterungen gestörten Fortsetzung derselben, ihren Ursprung und ihre Vollendung gefunden hat. Die Werke ihres Wissens und die Ruinen ihrer Kunst die wir noch besitzen, sind eben so wie ihre Religion, ihre Gesetze und ihre Sitten, in einem so hohen Grade nazional und lokal, daß man nicht leicht auf die Vermuthung kommen wird, die Saamenkörner dazu wären aus einem andern Land und von einem andern Volk gekommen, und hätten hier eine in jeder Hinsicht ganz eigene Natur angenommen. Wollte man aber dagegen behaupten, daß die Kultur der Aegypter eben so sehr nazional und lokal gewesen sey, und daß man entweder beide für einheimisch oder beide für klimatische und individuelle Entwickelung fremder Keime halten müsse: so

scheint

scheint doch bei einer aufmerksamen Beobachtung, wenn man das letztere auch zugeben wollte, eben in der Art und Weise und der innern Entwickelung dieser fremden Keime auf dem neuen Boden, die größte Verschiedenheit statt gefunden zu haben. Denn gesetzt auch, daß die Kultur der Indier, wie die der Aegypter eine lokale Fortbildung verpflanzter Keime war, zeigt es sich doch, daß hier fremde Kultur in die Individualität des Stammskarakters der ursprünglichen Bewohner eingemischt, durch künstliche und überlegte Einrichtungen mit ihr vereinigt wurde, und sich nun als ein Ganzes unter den Verhältnissen der Zeit und des Orts weiter entwickelte; statt daß dort das Volk vielleicht, aber mit seiner anderswo erhaltenen Bildung einwanderte und diese in den neuen Wohnsitzen ihre Vollendung erhielt. Die Kultur eines Volks ist entweder eigene, die es in und durch sich selbst vermöge einer in seinem Stammskarakter und den Verhältnissen der Zeit und des

Orts natürlich gegründeten Entwickelung erhielt und erhalten mußte; oder sie ist ursprünglich fremd, und entweder in und durch den Umgang mit andern Völkern angenommen, oder auf irgend eine Art willkürlich und absichtlich eingeimpft worden. Spuren einer solchen Operation, einer künstlichen Verpflanzung und nach dem Lokalen modificirten Pflege, scheint die ägyptische Kultur an sich zu tragen; dagegen der Saame der indischen schon im Aufkeimen war, als er aus dem Urlande herüber auf indischen Boden geweht wurde, und sich hier ganz der Natur überlassen, weiter entwickelte. Damit lassen sich auch die neuesten scharfsinnigen Muthmaßungen des William Jones vereinigen. Dieser glaubt nemlich, durch mehrere Abhandlungen hinlänglich erwiesen zu haben, daß lange vor der Assyrischen oder Pischdadi Regierung, eine mächtige Monarchie in Iran gegründet war; [12]) daß diese

12) Unter Iran in der weitesten Bedeutung, bezeichnete man die Länder zwischen dem Euphrat, Tigris,

diese eine Hinduische gewesen sey, die viele Jahrhunderte lang gedauert habe, und daß ihre Geschichte in der Folge mit der Geschichte derjenigen Hindu verknüpft worden sey, welche die Monarchie von Ajodhja und Indrapresthа gegründet haben; daß die Sprache dieses ersten Persischen Reichs die Mutter der Sanscrit, der Zend und Parsi, der alten Assyrischen und folgeweise der daraus entstandenen Pehlavi und des Chaldäischen gewesen sey, und endlich, daß auch die Tatarische Sprache in diesem Reich im Gebrauch gewesen ist. Man entdeckt also in diesem alten Reich die drei verschiedenen Menschenstämme welche Indien, Arabien und die Taterei bevölkert und besessen haben, und man muß daher den Schluß machen, daß diese verschie-

gris, Oxus, Indus, dem kaspischen und indischen Meere, nemlich das eigentliche Persien, das alte Baktrien, Medien, Parthien und Hyrkanien; im engern Sinn, das Land zwischen den Flüssen Araxes und Cyrus, also die schönste Halbinsel unserer Erde. Herbelot's Bibl. orientale, Art. Iran.

schiedenen Stämme sich entweder aus entfernten Ländern in Iran versammelt haben, oder aus demselben als einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt ausgewandert sind. Da nun aber Iran seiner Lage nach ein Mittelland der genannten Länder war, und vermöge derselben kein asiatisches Land so geschickt zur Ausschickung von Kolonien gewesen ist; da die Brahmanen nach ausdrücklichen Verordnungen ihrer ältesten Gesetze verpflichtet sind, das Land welches sie heut zu Tage bewohnen, niemals zu verlassen; da weder die Tradition noch die Geschichte erwähnt, daß die Araber und Tataren in den früheren Zeiten jemals aus ihren Ländern ausgewandert wären, glaubt er, daß diese drei Völkerstamme aus Iran als ihrem gemeinschaftlichen Vaterland gekommen sind. Weil nun aber die Sinesen und Japaner ebenfalls mit den Hindu von einem gemeinschaftlichen Stamme entsprungen sind, diese aber nebst den Tataren und Arabern ursprünglich in Iran wohnten, scheint also in Gemäsheit dieser Un-

tersuchungen, in diesem Lande der Ursprung und der Mittelpunkt aller asiatischen Nazionen gewesen zu seyn, aus welchem sie sich vor ohngefähr viertausend Jahren, nach den Gegenden ihrer spätern Wohnsitze zerstreuet haben. [13]) Die Geschichte keines dieser Völker läßt sich so leicht und ungezwungen, an diesen mit vieler Wahrscheinlichkeit bestimmten Vereinigungspunkt der ersten Völkerkultur knüpfen, als die der Indier, da auch ohne Rücksicht auf jene Beobachtung, zu welcher die darüber angestellten Untersuchungen geführt haben, daß der Karakter dieser Kultur von den Indiern am treuesten bewahrt worden sey, schon die natürliche Lage und Beschaffenheit Indiens unter allen Ländern Asiens es am meisten dazu qualificirt, die weitere Entwickelung

13) Jones fünf Abhandl. über die Hauptvölker Asiens, die Indier, die Araber, die Tataren, die Perser und Sinesen. Im ersten Band der Abhandl. der Gesellschaft zu Calcutta, übers. von Kleuker, S. 1—161.

lung eines schon vorher gebildeten Volks, wenn es sich darin fixirte, zu begünstigen. Die Kenntniß der Art und Weise und der Hervorbringungen dieser Entwickelung erhält daher ein sehr hohes Interesse, und man muß alle Mittel gebrauchen, sie zu erlangen.

II.

Erst in diesem Jahrhundert, besonders in den letzten Jahrzehenden desselben, haben wir durch gründliche historische Untersuchungen, und durch die Beobachtungen und Nachrichten aufmerksamer Reisenden, manche schätzbare Aufklärungen, über den Zustand der merkwürdigen Völker des fernen Asiens, ihre Sprachen, Religionen, Sitten und gesellschaftlichen Einrichtungen, über ihren Ursprung, ihre Traditionen und älteste Geschichte erhalten. Auch die Indier sind uns dadurch näher bekannt geworden, und das wenige Gewisse was wir bis jetzt erhalten haben, spannt indem es die Wißbegierde unvollständig befriedigt,

digt, die Aufmerksamkeit und wird fernerhin den Forschungsgeist zu weiteren Untersuchungen antreiben. Wir können nun eben so leicht die mangelhaften und unvollständigen Nachrichten eines Herodot, Diodor, Arrian, Plinius, Kurtius, Strabo, Clemens von Alexandrien, Eusebius und einiger andern, [14]) wie die unkritischen der ältern Reisenden vergessen. Nur wenige von diesen, wie Bernier, Baldäus, Tavernier, Vogel, Coox und Kämpfer werden noch einigen Werth erhalten. Martin, Mauduit, Pons, Bouchet, Saignes, Calmette, Gaubil, Brouffel und mehrere französische Missionäre, gaben durch ihre Untersuchungen über die Religion der Indier, welche größtentheils in der bekannten Sammlung der erbaulichen Briefe (Lettres ediliantes) und

auf

14) Ueber die Kenntniß den Alter von Indien vergleiche man Robertson's historical disquisition concerning ancient India. Lond. 1791. 4.

auf andere Weise erschienen sind, die Grundlage und den ersten Anstoß zu jenen neuern Nachforschungen und Bearbeitungen. Auch die unter Dänischer Autorität hingeschickten deutschen oder evangelischen Missionare lieferten manche Beiträge zur Berichtigung unserer Kenntniß von Indien. [15]) Der Franzose Guyon versuchte es schon in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts eine Geschichte des alten und neuen Ostindiens zu schreiben. [16]) In der zweiten Hälfte desselben erhielten wir von Ives, Grose und einigen andern Reisenden manche schätzbare Nachrichten, die aber bald durch die Ausbeute welche drei

15) Aeltere und neuere Geschichte der evangelischen Missionsanstalten vom J. 1705 bis 1787. Halle 4. J. C. Niecamps Missionsgeschichte oder historischer Auszug der evangelischen Missionsberichte aus Ostindien vom J. 1705 — 36. Halle 1740. 4. vom J. 1737 — 67. fortges. von M. Meyer 1772. 4.

16) Abbé Guyon hist. des Indes Orientales anc. et moderne. Paris 1744. 3. T. 12.

drei gelehrte Männer Anquetil du Perron, [17]) Niebuhr, [18]) und Sonnerat, [19]) von ihren als Augenzeugen gemachten Beobachtungen, gaben, weit übertroffen wurden. Besonders hat Sonnerat die ganze Verfassung und den Zustand der Indier in unsern Tagen aufmerksam beobachtet und gründliche Nachrichten davon gegeben. Sie und neben und nach ihnen andere, fiengen auch an die längst übersehenen Ruinen der Indischen Baukunst und Bildhauerei näher zu betrachten, Abbildungen und Nachrichten davon zu geben, die ob sie gleich verhältnißmäßig nur auf sehr weni=

17) Seine Reisen welche im französisch. Original zugleich mit dem Zend=Avesta erschienen, sind besonders ins Deutsche übers. von J. G. Purmann. Frkf. 1778. 8.

18) Reisebeschreibung nach Arabien und andern umliegenden Ländern. Kopenh. 1774. 78. 2 Bde. 4.

19) Reise nach Ostindien und China vom J. 1774 — 81. Zürich 1783. 2 Bde. 4.

wenige derselben eingeschränkt, dabei nicht kunstmäßig und also unbefriedigend sind, dennoch sehr lehrreich werden können. Auf diese Weise haben wir ziemlich vollständige Nachrichten von verschiedenen, Spuren eines Alters von mehreren Jahrtausenden tragenden, Tempeln erhalten, besonders von einem auf der Insel Elephanta oder Kalpuri, [20]) eini-

20) Vor Niebuhr hat man nur wenig darauf geachtet und man findet dieses alten Tempels und seiner Skulpturen nur beiläufig erwähnt in Hamiltons Account of the East India, Vol. I. p. 241. bei Ovington in seiner Reisebeschr. Vol. I. p. 153. bei Freyer p. 72. 75. bei Grose p. 73. und bei Ivens p. 82. Niebuhr Vol. II. p. 31—44. giebt eine vollständige Beschreibung nebst dem Grundriß und Zeichnungen der Bildhauereien. Eine gute perspektische Zeichnung vom Innern des Tempels findet man in den in Deutschland noch wenig bekannten Indian Antiquities von Maurice Vol. I. p. 267. Anquetil du Perron beschreibt sie Voy. aux Indes Or. oder Zend-Avesta T. I. P. I. p. 419—23.

einigen auf der Insel Salsette, [21]) denen zu Ilura, [22]) zu Mavalipuram, [23]) und an andern Orten mehr; so daß man schon jetzt im Stand wäre, den Karakter dieser Kunstwerke anzugeben und zu beurtheilen. [24]) Zugleich wurde man nun, um eben diese Zeit, auf die in ihrer ursprünglichen Sprache, dem Sanskrit, erhaltenen Werke der Literatur des alten In-

21) Beschreibungen, Grundrisse und Kopie einiger Inschriften findet man bei Anquetil u. a. O. p. 387 — 413. Vorzüglich von diesen handelt auch: A comparative view of the ancient monuments of India. (By R. Gouch.) Lond. 1785. 4. m. K.

22) Thevenot p. 221. 223 — 229. Anquetil a. a. O. p. 233 — 250.

23) W. Chambers account of the Sculptures and Ruins of Mavalipuram in den Asiat. Researches T. I. p. 145. sq. in der deutschen Uebers. von Kleuker im 3. Bd. S. 1 — 43.

24) Bemerkungen darüber findet man bei Herder in den zerstr. Blättern IV. Samml. S. 221. f. und in Kleukers Brahmanischen Religionssystem, S. 129. f.

Indiens aufmerksam. Man überzeugte sich daß die gelehrte Priesterkaste des Landes noch im Besitz nicht allein der alten heiligen Bücher des Volks, auf deren Autorität ihre Religion gegründet ist, und ihrer alten Gesetze; sondern auch vieler andern Werke aus dem Gebiete der Wissenschaften und der schönen Künste sey. Bald gelang es den wißbegierigen Europäern mehrere derselben theils in der Ursprache, theils in Uebersetzungen zu erhalten. Vorzüglich glücklich war hierin der fleißige und unverdrossene Anquetil du Perron, [25]) und die damalige königl. Bibl. zu Paris wurde durch ihn mit vielen morgenländischen Handschriften bereichert, unter welchen auch mehrere Indische waren. Schon vorher hatten einige europäische Bibliotheken Manuskripte von alten Indischen Werken erhalten, am reichsten aber unter allen war nun die der ehemaligen Könige von Frankreich.

25) Ein Verzeichniß der von ihm mitgebrachten orientalisch. Handschriften findet man im Anhange zu seinem Discours preliminaire p. 709. sq.

reich. Allmählig fieng man an, mehrere derselben bekannt zu machen; jedoch sind es meistens nur solche welche die indische Religion und Mythologie betreffen. Auf diese Weise haben wir durch die Franzosen den Ezour-Vedam, [26]) den Bagava-

26) Der Ezour-Vedam ist nach Voltaire's Meinung (Philosophie de l'Histoire c. 17.) ein kurzer Abriß der in den heiligen Veda's der Brahmanen enthaltenen religiösen Vorschriften; nach Mignot aber (Mem. de l'Acad. des I. et b. L. tom. 31. p. 247) ein Kommentar über den Vedam. Das Original ist in der Sanskrit geschrieben, und es enthält Lehrsätze über die Einheit Gottes, die Schöpfung, die Natur der Seele, von den zukünftigen Strafen und Belohnungen, von der Verehrung des höchsten Wesens, den Pflichten der verschiedenen Stände, mit manchen untermischten Stellen aus der Erdbeschreibung, der Astronomie und Naturlehre. Aus dem Sanskrit wurde dieses Buch von einem Brahmanen in das Französische übersetzt und nach seiner Bekanntmachung erschien es deutsch unter folgendem Titel: Ezour-Vedam oder der alte Commentar über den Vedam. Aus dem Französ. mit einer Einl. u. Anmerk. von J. Ith. Zürich 1779, 2 Bde in 8.

vadam, [27]) die Upnekhat, [28]) Auszüge aus

27) Bagavadam oder Bhagavata ist der achtzehnte Titel oder ein Theil der sogenannten Purana's der Indier, einer Sammlung alter heiliger Gedichte, deren Verfasser der zweite ihrer ältesten Dichter, Vyasa gewesen seyn soll. Sie enthalten in reimlosen Versen eine Reihe mythologischer Gedichte und in Fabeln gekleidete Traditionen von der Schöpfung bis zur Menschwerdung Buddha's. Sie werden ihrer Vortreflichkeit wegen sehr hoch geachtet, besonders aber schätzt man den achtzehnten Theil Bhagavata als die Krone aller übrigen. (Abhandl. der Calcuttisch. Gesellsch. übers. von Kleuker I. S. 282.) Er enthält das Leben des Krischna oder die Geschichte der neunten Verwandlung und Menschwerdung des Wischnu. Wahrscheinlich liegt dabei

28) Die Upnekhat oder besser und richtiger Upanischat ist eine Sammlung von kurzen Auszügen aus den vier Veda's, Ritsch, Jajusch, Saman und At'harvan, welche von den Hindu als die ältesten, heiligsten, unvergänglichen von Gott geoffenbarten Schriften verehrt und als die Quelle alles göttlichen und menschlichen Wissens angesehen werden. Sie nehmen an, daß die Veda's an sich unendlich, von dem Muni oder alten Wei-

aus dem Ambertkend [29]) und andere in-

F 4 dische

bei die wahre Geschichte eines Indischen in Madura gebornen Königs zum Grunde, der ohngefähr tausend Jahre vor der christlichen Zeitrechnung gelebt hat. (Vom Krischna findet man Nachricht bei Kleuker im Brahmanischen Religionssystem S. 66. f.) Er wird jetzt noch in einem großen Theil von Indien, besonders in drei ihm geweihten Pagoden zu Jagrenat, einer berühmten Stadt am Ausfluß der Ganga, verehrt. Die Handschrift einer von einem Brahmanen verfertigten französischen Uebersetzung des Bagavadam befand sich in der ehemaligen königlichen Bibliothek zu Paris. Ein Fragment derselben machte zuerst Ith im 2. B. des Ezour-Vedam S. 229. f. bekannt. Schon vorher schrieb de Guignes Réflexions sur un Livre indien, intutulé Bagavadam etc. welche Abhandl. im 38. Band der Mem. de l'Acad. des I. befindlich ist. Endlich erschien durch einen Ungenannten der ganze: Bagavadam ou Doctrine divine, ouvrage Indien canonique etc. à Paris 1788. 8. und eine deutsche Uebers. desselben in der Sammlung asiatischer Original-Schriften, Zürich 1791. 8. im 1. Band S. 1—216.

Weisen und heiligen Lehrer Vyasa aber ihrer Zahl und Ordnung nach auf drei eingeschränkt wor-

dische Werke, in Uebersetzungen erhalten. Un-

terdes-

worden wären; denn von dem vierten dem *At'-harveda* ist es beinahe erwiesen, daß er erst nach den drei übrigen gesammlet und geschrieben worden und eigentlich ein System der in den übrigen enthaltenen göttlichen Verordnungen ist. Jeder Veda besteht aus mehreren Abtheilungen, der erste aus fünf, der zweite aus acht und sechzig und der dritte aus tausend, nach der Angabe des ersten Kapitels eines alten Sanskritbuches, *Vidjadirsa*, oder Ueberschrift der Gelehrsamkeit, übers. im 1. Bd. der Calcuttischen Abhandl. von *Kleuker* S. 265. f. Die *Upanischat* ist ursprünglich in der *Sanskrit* geschrieben und besteht aus funfzig Abtheilungen. Aus der Sanskrit wurde sie wörtlich ins Persische, und nach einer solchen Handschrift von *Anquetil du Perron* ins Französische übersetzt. Diese Uebers. findet sich im 2. Band seiner Recherches historiques et geographiques sur l'Inde, (Berlin 1786. 4.) Da-

raus

29) *Ambertkend* heißt so viel wie Quelle des Wassers des Lebens. Es wurde zuerst ins Persische und hernach ins Arabische übersetzt, unter dem Titel: *Spiegel der Intelligenzen*, zur Kenntniß seiner Selbst zu gelangen oder Arzney der

Rede.

terdessen fand die ältere und neuere Geschichte Indiens neue Bearbeiter. Dow lieferte in

raus sind vier Abtheilungen dieser Upanischat ins Deutsche übers. im 1. Bd. der Asiatisch. Originalschriften S. 269 — 315. Man sieht aus diesem Buche wie reich die Veda's an edlen Betrachtungen über metaphysische Gegenstände und an treflichen Ideen über das Daseyn und die Eigenschaften Gottes sind, und man muß sehnlich wünschen, daß sie uns doch recht bald durch eine Uebersetzung bekannt gemacht werden. Schon ist Europa im Besitz einer vollständigen Abschrift derselben, welche der englische Obriste Polier sich von den Brahmanen zu Benares zu verschaffen gewußt, und im Brittischen Museum niedergelegt hat. Sie besteht in eilf großen Bänden, und vielleicht findet sich bald ein Kenner der Sanskrit, der Lust, Fleiß und Geschicklichkeit genug hat, sie in eine europäische Sprache zu übertragen.

Rede. Aus einer in der ehemal. königl. Bibl. in Paris befindlichen Handschrift derselben hat de Guignes einen Auszug mit Anmerkungen gegeben im XXVI. T. der Mémoires de litterature, und nach diesem findet man Inhalt und Auszüge desselben im 1. B. der asiatisch. Originalschriften S. 361. f.

den seiner Geschichte von Hindostan [30]) angehängten Abhandlungen zur Erläuterung der Geschichte, Religion und Staatsverfassung meistens sehr unrichtige und unkritische Nachrichten. Um diese Zeit fiengen endlich die Britten an aufmerksamer auf die Alterthümer, die Ueberbleibsel der alten Literatur und Kunst eines Landes zu werden, das sie zeither blos wegen der reichlichen Befriedigung die es ihren habsüchtigen Handelsspekulationen gab, geschätzt hatten. Hollwell war der erste welcher manche schätzbare Nachrichten über den Zustand der Indier in ältern und neuern Zeiten bekannt machte, besonders gab er manche Aufklärungen über ihre Religion und einige Fragmente ihrer heiligen Schriften. [31]) Bald machten sie nun in ihren Untersuchungen und Nach-

30) Alex. Dow's history of Hindostan. Lond. 1768. 72. 3. T. 4. deutsch. Leipzig 1773.

31) W. Hollwells interesting hist. events relative to Bengal and Indostan. Lond. 1765. 66. 2 Vol. 8. Deutsch von Kleuker 1778.

Nachforschungen sehr glückliche Fortschritte, besonders dadurch daß sie sich eine Kenntniß der alten und neuen Landesspra- chen zu verschaffen suchten. Damit erlangten sie den Vortheil, daß sie unmittelbar und mit eigner Hand aus der Quelle schöpfen konnten, dagegen die Franzosen ihre Beute erst durch eine fremde Hand erhielten. Ihre Bekanntschaft mit den Werken der alten indischen Literatur gründete sich blos auf Uebersetzungen derselben in andern orientalischen Sprachen, die sie verstanden, aber sie unterrichteten Brahmanen so weit im Französischen, daß sie die Werke der Sanskrit in dasselbe übertragen konnten. Aber wie viel mußte da vom Geiste der Originale verloren gehen. Die Britten lernten die Sprache jener Werke selbst, und dadurch wurden sie in den Stand gesetzt, durch ihre Uebersetzungen ein ganz neues Licht zu verbreiten, vor welchem die Arbeiten der Franzosen größtentheils erlöschen mußten, da es leicht einzusehen ist, daß keine einzige der Uebersetzungen

gen

gen welche wir durch sie erhalten haben, ganz treu und zuverlässig seyn kann. Halhed war der erste, der wie seine Grammatik des reinen Bengalischen beweißt, [32]) sich eine vollständige Kenntniß der neuern Sprache der Hindu und auch einige von der alten Sanskrit verschaffte. Durch die Bekanntmachung und Uebersetzung des Gentoo- oder Hindu-Gesetzbuchs, erwarb er sich zuerst das große Verdienst uns mit der ältern und neuern gesellschaftlichen Verfassung der Indier und ihren Gesetzen bekannt zu machen. [33]) Uebrigens hat er sich geirrt, wenn er diese Gesetzsammlung zu den alten heiligen Büchern des Volkes rechnet, da man bei einer nähern Einsicht derselben sehr leicht überzeugt wird, daß sie nichts anders

32) A Grammar of the Bengal language by Halhed Hoogly (in Bengalen) 1778. 4.

33) (Nath. Braffey Halhed's) Code of Gentoo Laws, or ordinations of the Pundits. Lond. 1777. 8. Deutsch von Raspe, Hamb. 1778. 8.

anders ist, als eine Compilation aus ihren alten und neuern Gesetzbüchern und eine Sammlung von Gutachten berühmter Rechtsgelehrten.

Eine ganz neue Epoche in dem Fortgang der Aufklärungen über die Geschichte und Alterthümer Indiens, machte eine besonders auf Veranlassung des darum hochverdienten William Jones von ihm und noch zwei und zwanzig Britten, zu Calcutta errichtete und gegründete gelehrte Gesellschaft, deren Zweck Entdeckungen und Untersuchungen über die natürliche und politische Geschichte, die Alterthümer, die Künste, Wissenschaften und Literatur Asiens, besonders Indiens sind. [34]) Der 13. Jan. des Jahres 1784, an welchem sie ihre erste Sitzung hielt,

34) W. Jones discourse on the institution of a soc. for enquiry into the hist. antiq. arts, sciences and litt. of Asia. Calcutta 1784. und in demselben J. in London nachgedruckt.

hielt, bestimmt den Anfang dieser wichtigen Epoche. Die Mitglieder dieser Gesellschaft welche theils Geschäftsmänner, theils Gelehrte sind, beeifern sich einander in ihren Unternehmungen gegenseitig beizustehen, und besonders werden die letztern von den erstern auf alle Weise unterstützt und aufgemuntert. Ihrem gemeinschaftlichen Eifer danken wir schon eine Menge schätzbarer und treflicher Beiträge zu einer dereinstigen vollständigen Kenntniß von Hindostan, die wir theils in ihren Gesellschaftsschriften, theils in besondern unter ihrem Schutz veranstalteten Werken, theils in einigen auf die dadurch erhaltene Ausbeute gegründeten Bearbeitungen anderer, erhalten haben. Zu jenen sind außer den eigentlichen Abhandlugen der Gesellschaft, [35]) die unter dem Titel Asiatischer

35) Asiatic researches, or transactions of the society instituted in the Bengal for inquiring

ſcher Miſcellaneen [36]) erſchienenen Ar-
beiten, zu rechnen.

Beſon-

quiring into the hiſtory natural and civil, the antiquities, arts, ſciences, and literature of Aſia. Calcutta 1788. ſq. 4. Vol. 4. Die beiden erſten Bände erſchienen nachgedruckt zu London 1792. unter dem Titel; Diſſertations and miſcellaneous pieces relating to the hiſtory and Antiquities etc. of Aſia by Sir William Jones etc. Daraus erhielten wir eine deutſche Ueberſetzung unter folgendem Titel: Abhandlungen über die Geſchichte und Alterthümer, die Künſte, Wiſſenſchaften und Literatur Aſiens von Sir William Jones und andern Mitgliedern der im J. 1784. zu Calcutta in Indien errichteten gelehrten Geſellſchaft. Aus dem Engl. mit Anmerkungen, Erläuterungen und Zuſätzen von J. F. Kleuker. Riga 1795. 2 Bände 8. 3 Bd. 1797.

36) The aſiatic miſcellany, conſiſting of original productions, translations, fugitive pieces, imitations and extracts from curious publications. Calcutta 1785. 88. 2 Vol. 4. Fortgeſetzt durch: The new aſiatic miscellany welche ſeit 1789 heftweiſe erſcheinen. Einige Aufſätze daraus ſind überſ. von Kleuker im 3 Bd. der Abhandl. S. 329. f.

Besonders haben wir daraus eine weit genauere und richtigere Kenntniß von der heiligen Literatur der Indier, von dem Umfang und der Beschaffenheit und den verschiedenen Klassen derselben erhalten. Vermöge der darin enthaltenen Untersuchungen, werden die verschiedenen Theile der ganzen Sammlung dieser heiligen Schriften oder Sastra's nach vier besondern Klassen oder Sammlungen unterscheiden, deren erste die Veda's, die zweite die Upaveda's, die dritte die Angas und die vierte die Upanga's begreift. Der Veda's sind vier, Ritsch, Jajusch, Saman und At'harvan, eigentlich aber nur drei, da der vierte ein später verfertigter Auszug und Inbegriff der drei übrigen zu seyn scheint. Die Indier halten sie für die ältesten Sastras, welche ohne Zweifel von Gott selbst geoffenbaret worden, für göttliche Worte des mächtigen Geistes. Die Offenbarungen Gottes sind eigentlich zahllos und unendlich. Vyasa oder Krischna Dery-

gayen

payen Veias einer ihrer alten Weisen, sammelte zuerst viele dieser Offenbarungen und schrieb sie in diesen drei Büchern nieder, in der Form und Sprache, wie man sie jetzt besitzt. Nach Jones Untersuchungen geschah diese Abfassung und Anordnung der Veda's durch Vyasa ohngefähr 1580 Jahre vor Christi Geburt. [37])

Aus diesen sind die Upavedas' oder Schriften des zweiten Ranges abgeleitet, daraus entstanden und auf sie gegründet. Sie sollen in vier Theile zerfallen und enthalten Abhandlungen über Chirurgie und Arzneikunde, Musik, Tanzkunst, Kriegskunst, Baukunst und vier und sechszig andere mechanische Künste, um die welche sich damit beschäftigen wollen, zu unterrichten.

Die Anga's oder die dritte Klasse der Sastras enthalten in sechs Theilen die Sprachkunde und Grammatik, ein Rituale für religiöse

37) Vorrede zum Gesetzbuch des Menu.

giöse Handlungen und Zeremonien, eine Theorie der Dichtkunst und die Prosodie, Astronomie und eine Auslegung schwer zu verstehender Worte und Redensarten der Veda's.

Die vierte Klasse der Sastras machen die Upanga's, welche den Anga's untergeordnet, auf sie gegründet sind, und zu ihrer Erklärung dienen. Sie zerfallen in die Purana's, Dherma-Sastras und Dersanas, oder die verschiedenen Sammlungen der heiligen Gedichte, der Gesetze und der philosophischen Werke. Zu den Purana's oder poetischen mythologischen Erzehlungen, welche aus achtzehn Theilen bestehen, gehören die beiden großen hochgeachteten epischen Gedichte der Indier, Ramajana und Mahabharata, und noch ein drittes Bhagawata, welches nicht weniger geschätzt wird. Das Ramajana ist ein Werk des ersten indischen Dichters, des großen Valmik. Es ist ein vollständiges episches Gedicht über die Geschichte des

Rama,

Rama, der siebenten Avatar oder Mensch-werdung des Wischnu, als eine zusammen-hängende interessante Heldenthat, und man vermißt darin weder Einheit der Handlung noch Eleganz der Schreibart. [38]) Die bei-den andern haben den Vyasa, den andern großen Dichter der Indier und Kompilator der Veda's zum Verfasser. Das Mahabharat ist ein mythologisches Heldengedicht, welches den berühmten Krieg zwischen den beiden Li-nien der Nachkommen des Bharat, eines al-ten Königes von Indien beschreibt. Es ent-hält also gleichsam eine allgemeine Geschichte und Genealogie der Familie Bharat. Der Britte Charles Wilkins hat einen Theil desselben aus dem Sanskrit übersetzt und War-ren Hastings ein Stück dieser Uebersetzung

 be-

38) Abhandl. der Calcuttisch. Gesellsch. von Kleuker I. S. 221. 417. 418. Die Handschrift einer französisch. Uebers. von einem Theil des Ra-majana war in der Bibl. der ehemal. Könige von Frankreich befindlich.

Staatliche Bibliothek Bamberg

bekannt gemacht. [39]) Von dem Bhagawata ist weiter oben, bei Gelegenheit der Uebersetzung

39) The Bhaguat-Geeta, or Dialogues of Kreeshna and Arjoon; in eighteen Lectures; with notes. Translated from the original Sanskreet, or ancient Language of the Brahmans, by Charles Wilkins. Lond. 1785. 8. Hasting in der Zueignung an Smith nennt den Geeta ein Werk von besonderer Originalität, das in Absicht auf Erhabenheit der Erfindung, des Räsonnements und des Ausdrucks kaum seines Gleichen hat. Parraud übersetzte ihn aus dem Engl. ins Französ. und nach dieser Uebers. findet sich ein Stück deutsch in der Samml. As. Original-Schriften im 1. Bd. S. 316—330. Gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts (ohngef. 1586) hat der Perser Aboulfazel, der Liebling des Indischen Kaiser Akbars es abgekürzt ins Persische übersetzt. Eine Handschrift davon muß in der Nazionalbibliothek zu Paris befindlich seyn. Die Behauptung von Jones, daß man um eine genauere Kenntniß von der Indischen Religion und Literatur zu erlangen, erst alles das wieder vergessen müsse, was in ältern und neuern Zeiten vor der Bekanntmachung dieser Geeta oder Dschita darüber geschrieben worden, ist wohl zu anmaßend. Man braucht nicht Alles zu verwerfen, sondern kann es nach ihr berichtigen.

setzung welche wir davon durch die Franzosen erhalten haben, gesprochen worden.

Die Dherma-Sastras enthalten Sammlungen alter Gesetze und Abhandlungen über die Rechtswissenschaft. Das vorzüglichste der darin befindlichen Werke ist Menus-mriti, die Erinnerung des Menu, der nach der Ueberzeugung der Brahminen ein Sohn oder Enkel des Brahma war und von ihnen als ihr ältester und heiligster Gesetzgeber verehrt wird. Nach einer darin vorkommenden Verordnung, soll man seine Gesetze wie die Veda's verehren und so wie diese, nicht durch heterodoxe Gründe bestreiten. [40]) Noch

40) Menu's Verordnungen Kap. II. 10. „Durch Sruti, oder was von oben her gehört wurde, versteht man den Veda; und durch Smriti, oder was seit dem Anfange erinnerlich war, den Inbegriff der Gesetze. Diese beiden müssen nicht durch heterodoxe Gründe bestritten werden, da aus diesen beiden das ganze Pflichtensystem hergeleitet wird."

jetzt verehren es die Indier als ein heiliges Religionsbuch, das ein über alle menschliche Meinungen erhabenes Ansehen hat. Nach der Tradition unterrichtete Menu zuerst zehn Rishis oder große Weise in diesen Vorschriften für die sämmtlichen reinen und vermischten Kasten, die er ursprünglich von seinem Vater Brahma als ihren Urheber erhalten hatte. Einem derselben, dem Brighu trug er auf, das was er sich erinnerte von ihm gehört zu haben, den übrigen weisen Männern zu wiederholen. [41]) Dieser ist also der eigentliche Bekannt-

41) Man sieht dieses aus dem 1. Kap. der Gesetze des Menu. Als ihn die göttlichen Weisen gebeten hatten, sie über die heiligen Gesetze in ihrer Ordnung zu belehren, wie sie von allen vier Klassen müssen befolgt werden, und über die Pflichten der vermischten Klassen (§. 1. 2.) sagt er ihnen, nachdem er die Geschichte der Schöpfung erzählt hat: (59) Dieser mein Sohn Bhrigu wird euch das göttliche Buch ohne Auslassung wiederholen: denn dieser Weise lernte es von mir ganz hersagen. Von nun an spricht also dieser, denn es heißt weiter (60): Als Menu den großen und weisen

kanntmacher der Gesetze des Menu unter den Menschen, und wahrscheinlich auch derjenige der sie zuerst niederschrieb. Die zwei verschiedenen Resultate der Untersuchungen von Jones über das Alter dieses Gesetzbuchs, lassen sich vielleicht dadurch am beßten vereinigen, wenn man annimmt, daß es etwa 1280 Jahre von der christlichen Zeitrechnung abgefaßt worden ist, 880 Jahre vor derselben aber seine jetzige Gestalt erhalten habe. 42) Mit dieser hat uns derselbe durch eine wörtliche Uebersetzung des ganzen Werkes aus dem Sanscrit ins Englische bekannt gemacht, und sich dadurch ein großes Verdienst um unsre Kenntniß über den frühesten Zustand Indiens erworben, zumal da wir außerdem noch kein ganzes heiliges Buch dieses Landes in

weisen Bhrigu also zur Bekanntmachung seiner Gesetze gewählt hatte, redete dieser alle Rischi's sehr liebreich an und sagte also: „höret!“

42) Vorrede zum Gesetzbuch des Menu.

in einer solchen unmittelbaren Uebersetzung haben. 43) Noch wichtiger wird uns dieses Buch durch seinen Inhalt, da uns die darin enthaltenen Gesetze nicht allein mit der ehemaligen bürgerlichen und politischen Verfassung, sondern zugleich auch mit dem Karakter, den Sitten und Gewohnheiten, den religiösen Vorurthei-

43) Institutes of Hindu Law, or the ordinances of Menu according to the Gloss of Culluca, compriling the Indian System of duties religions and civil: verbally translated from the Original Sanscrit, printed by the Order of Government. Calcutta, 1794. 4. Wir Deutsche haben es im vorigen J. unter folgende Titel übersetzt erhalten: Hindu Gesetzbuch, oder Menu's Verordnungen nach Cullucas Erläuterung, ein Inbegriff des Indischen Systems religiöser und bürgerlicher Pflichten. Aus der Sanscrit-Sprache wörtlich ins Engl. übers. von Sir William Jones, verteutschet und mit einem Glossar und Anmerk. von J. C. Hüttner. Weimar 1797. 8. Hr. H. hat uns dadurch ein sehr schätzbares Geschenk gemacht, weil, da das Original nicht in den Buchhandel gekommen ist, es keine Europäische Nazion außer uns besitzt.

urtheilen und den autorisirten uralten Gebräuchen des Volks bekannt machen. Nach dem kompetenten Urtheil des Uebersetzers, ist es für den theoretischen Rechtsgelehrten und für den Alterthumsforscher äußerst wichtig und merkwürdig. Es empfiehlt sich durch viele Schönheiten und wird durch viele Flecken entstellt. Es ist ein System von Tirannei uud Pfaffentücke, welche ob sie gleich durch Gesetze eingeschränkt sind, sich doch listig die Hand zur gegenseitigen Unterstützung bieten, obgleich die eine der andern im Wege ist. Es ist voll abentheuerlicher Grillen und voll thörigten Aberglaubens. Es enthält eine Religionslehre, die aus lauter dunkeln bildlichen Begriffen zusammen gewebt ist, und deßwegen zu den gefährlichsten Mißverständnissen Anlaß geben kann. Man stößt beinahe unaufhörlich auf kleinliche kindische Gebräuche und auf Zeremonien, die fast immer abgeschmackt und nicht selten lächerlich sind. Die Strafen sind partheiisch und eigensinnig, für einige Verbrechen zu grausam

und für andere zu gelinde, und selbst die Sittenlehre, obgleich im Ganzen sehr strenge, ist in einigen Fällen unerklärbar nachsichtig. Bei dem allen durchglüht das ganze Werk ein Geist erhabener Andacht, wohlwollender Menschenliebe und liebenswürdiger Zärtlichkeit gegen alle empfindende Geschöpfe. Die Schreibart hat eine gewisse rauhe Majestät, die in ihrem Tone der Sprache des Gesetzgebers gleicht, und uns mit tief eindringender Ehrfurcht erfüllt. Die Gedanken über Unabhängigkeit von allen Wesen, Gott allein ausgenommen, und die harten Verweise selbst an Könige, sind wahrhaft herzerhebend. Die vielen Lobreden auf die Gayatri, Veda's Mutter, wie sie genennt wird, [44]) beweisen daß der Verfasser ein

44) Gayatri sind drei geheimnißvolle Sprüche des Veda, welche nach der in den Gesetzen des Menu gegebenen Erklärung, von Brama dem Herrn der Schöpfung aus den drei Vedas gezogen und in drei Verse gebracht wurde. Diese Gayatri muß als der Mund oder der vorzüglichste Theil des Veda

ein Anbeter nicht der sichtbaren materiellen Sonne, sondern jenes göttlichen unendlich größern Lichts war, welches wie ihre heiligen Schriften sagen, alles erleuchtet, alles erfreuet, aus welchem alles herkömmt, zu welchem alles zurückkehren muß, und welches allein unsern Verstand aufhellen kann. [45])

Die Dersanas oder philosophischen Werke zerfallen in drei Klassen, Nyaja, Mimansa, Sanchya, und jede derselben in zwei Theile. Die Werke der Sanchya bestehen in einer durchdachten und genauen Aufzählung der natürlichen Körper und ihrer Principien. Der eine Theil Patanjala, dient

da beobachtet werden. (I. 77. 81.) Diesen geheimnißvollen Spruch oder Lehrsatz, müssen die drei ersten Klassen der Indier bei sich selbst hersagen ohne ihn auszusprechen, wodurch sie die Heiligkeit und Wiedergeburt erlangen, welche der Veda ertheilt. (78.)

45) Vorrede zum Gesetzbuch des Menu.

dient dazu, durch frommes Nachdenken Zweifel zu entfernen; der andere Capila, spricht von der Hervorbringung aller Dinge durch die Vereinigung der Natur und des ersten Mannes. Der zweite Theil der Mimansa heißt Vedanta. Eines der schönsten Werke desselben ist Joga Vasischt'ha, welches die Lehren des großen Vasischt'ha an seinen Mündel Rama, König von Ajodhja enthält. 46)

Der vierten Kaste der Indier den Suderas oder Schud'rs, welche alle Künstler

46) Andere nehmen sechs Hauptklassen der Sastra's an, indem sie die drei Klassen der Upanga's, die Purana's, Dhermasastra's und Dersana's zu Hauptklassen machen. Ueberhaupt widersprechen sich die Indischen Schriftsteller außerordentlich über die Sastras. Die oben gegebene Klassifikation aber, scheint nach einer aufmerksamen Vergleichung der As. Res. I. p. 340. f. nach Kleuker's Uebers. I. S. 265 — 287. mit Holwell d. Uebers. S. 185. f. Halhed d. Uebers. S. 126. Paullini Sidharubam p. 74. u. a. m. die richtigste zu seyn, wenigstens verschafft sie eine zusammenhängende allgemeine Uebersicht aller Sastra's.

ler begreift, ist es nicht erlaubt die Sastras zu lesen oder vorlesen zu hören. Für sie ist die Profan-Literatur, welche eine Menge populärer Bücher enthält, die aus den Sastras gezogen und reich an Schönheiten sind. Diese Werke sind nach Analogie der Sastras in eben solche Hauptklassen getheilt. Anstatt der Veda's lesen sie den Rajanati, oder Unterricht der Fürsten, statt der Dhermasastras den Nitisastra ein allgemeines System der Sittenlehre. Die Klasse von Schriften welche die Stelle der Purana's ersetzt, heißt Sahitia oder Cavja Sastra. Sie bestehen aus einer beinahe unzähligen Menge von Gedichten, in welchen alle Geschichten des Ramajana, Mahabharata und Bhagawata enthalten sind. Sie haben eigene Werke über die Rhetorik oder Alankara, die bürgerliche Geschichte, Upac'hyana oder Rajatarandschini, und eine Sammlung regelmäßiger dramatischer Stücke oder Schauspiele, Nataka genannt, welche in Sanskrit und Prakrit geschrieben sind. Die drama-

mati-

matische Dichtkunst hat in Indien ein sehr hohes Alterthum, und die zahlreichen Werke derselben, welche meist in abwechselnder Prose und Poesie geschrieben sind, gehören zu den beliebtesten Volksbüchern. Man hat eine sehr große Anzahl, ja wie die Pandits oder gelehrten Brahminen sagen, eine unzählige Menge derselben. Für den berühmtesten und besten dramatischen Dichter halten sie den Kalidas, welcher im ersten Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung lebte, und das geschätzteste seiner Werke ist die Sakontala. Jones hat es aus dem Sanskrit übersetzt, und uns durch die Bekanntmachung dieser Uebersetzung ein unschätzbares Geschenk gemacht, weil wir dadurch ein authentisches Bild von den Sitten der alten Indier erhalten haben, Von diesem Werke und ihrer dramatischen Dichtkunst werden wir in der Folge weiter sprechen. Zu dieser Profanliteratur gehören auch die Sammlungen von Fabeln, unter welchen die des Vischnuserman, deren ursprünglicher Titel

Hito-

Hitopadesa oder Freundschaftlicher Unterricht ist, die berühmtesten sind. Sie sind die schönste und wahrscheinlich die älteste Sammlung lehrreicher Fabeln in der Welt. Zuerst wurden sie auf Befehl Buzerhumir's, oder glänzend wie die Sonne, dem ersten Arzt und nachherigen Vizir des großen Anuschirweran, Königs von Persien, im sechsten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung aus dem Sanskrit ins Persische übersetzt. 47) Dadurch wurden sie im Orient berühmt, kamen hernach zu den europäischen Völkern, und sind bei ihnen in mehr als zwanzig Sprachen unter verschiedenen Namen, am meisten als die Fabeln des Pilpai oder Bidpai auch des Sandaber, bekannt. 48) Schätzbarer als alle andere Uebersetzun,

47) Herbelot Bibl. oriental. Art. Bidpai.

48) Aus einer Ebräischen Uebersetzung eines Rabbi Joel nach Wolfii Bibl. hebr. I. 468. III. 350. wurde sie im 13. Jahrh. von Johann von Capua ins lateinische und nach der ersten Ausgabe derselben, welche unter

setzungen derselben ist die welche Wilkins unmittelbar aus dem Sanskrit verfertiget und bekannt gemacht hat. [49]) Die gelehrtesten Sudras sind die Vaidja's oder Aerzte [50]), wel-

ter dem Titel Directorium humanae vitae f. l. wahrscheinlich in den Jahren 1470 — 1480 erschien, in die andern abendländischen Sprachen übersetzt, zuerst wie es scheint, ins Deutsche, hernach ins Spanische u. s. w. In der Folge sind diese Fabeln auch nach Arabischen, Türkischen und Persischen Uebersetzungen in Abendländische Sprachen übertragen worden. Ein vollständiges Verzeichniß derselben findet man in den literar. Zusätzen zu Sulzers Theorie der schönen Künste, Art. Fabel.

49) The Heetopades of Vishnoo Sarma translated from the Sanscrit by Ch. Wilkins. Bath. 1787. 8.

50) Nach Menu's Gesetzbuch X. 8. gehören die Vaidya's zu den vermischten Klassen. Sie bestehen aus denen, welche die Brahminen mit Weibern aus der Vaicsya oder der Klasse der Ackerbauer und Handelsleute gezeugt haben. Weil man die Krankheiten für Folgen begangener Sünden hält, stehen die Aerzte bei den höhern Klassen in Verachtung.

welche da sie durch ihre Geburt verpflichtet sind, einen Theil der Profanliteratur nemlich alle medicinischen Schriften zu lesen, dadurch veranlaßt werden auch die übrigen Theile derselben zu studiren. Sie sind daher der eigentliche Gelehrtenstand der Sudra's und überhaupt der Profangelehrten. Um jene Schriften besser verstehen zu können, lernen sie in der Jugend ein ganzes Wörterbuch über die Sanskrit und eine Grammatik auswendig. Ohne den Stolz der Brahminen zu besitzen, sind sie oft weit gelehrter als sie. Gewöhnlich sind sie Dichter, Sprachkenner, Rhetoriker und Moralisten, und mit Recht hält man sie für die besten, tugendhaftesten und liebenswürdigsten Menschen des Indischen Volks. Ihr ältestes medicinisches Buch heißt Chereka und wird für ein Werk des Siva oder Schiwa gehalten. Vorzüglich haben sie eine ausgebreitete und sehr genaue Kenntniß von den Heilkräften der Pflanzen und Kräuter, weil sie in allen Krankheiten nur einfache Mittel des Pflanzen-

reichs gebrauchen und damit heilen, und sie haben mehrere vortrefliche Werke über die Botanik besonders die Medizinalpflanzen.

Außer den von der Calcuttischen Gesellschaft in ihren Gesellschaftsschriften hin und wieder gegebenen Nachrichten über die Indier, besonders über die Schätze ihrer alten Literatur, und der Bekanntmachung einiger derselben durch Uebersetzungen, haben wir auch unter ihrem Schutz und ihrer Autorität einige anderer Werke erhalten, welche bei der Benutzung jener gebraucht werden können und manche Aufklärungen über den Zustand Hindostans besonders seiner ursprünglichen Bewohner, in ältern und neuern Zeiten verschaffen. Dahin gehört vor allen der sogenannte Ayeen Akberj. [51]) Abulfazel, Bezier

51) Ayeen Akbery, or the institutes of Emperor Akber, transl. from the original persian, by Fr. Gladwin. Calcutta, 1783 — 86. 3 Voll. 4. Auszüge aus dem Ayeen Akberj,

Vezier des indischen Kaisers oder Mogols Akbar, der Hindostan von 1556 bis 1605 beherrschte, ließ gleich im Anfang des vorigen Jahrhunderts unter seiner Aufsicht und nach seiner Anleitung, von einer gelehrten Gesellschaft, die Geschichte seines Monarchen unter dem Titel Akber Nameh, in drei Theilen beschrieben. Der erste enthält die Geschichte der Vorfahren des Akbar, der zweite die Geschichte seiner Regierung bis zum sieben und vierzigsten Jahr derselben, und der dritte Ayeen Akberi, die Verordnungen des Kaisers und ein Gemälde des Zustandes von Indien unter seiner Regierung. Er zerfällt wieder in drei Theile und das Ganze ist ein Hauptwerk über die Geographie und Geschichte Indiens. Der erste giebt eine ausführliche Nach-

beri, über den ehemaligen Hofstaat der indischen Kaiser, (also aus dem 1. Th.) finden sich im 6. Th. der neuen Beiträge zur Völker- und Länderkunde von Sprengel und Forster, S. 103—56.

richt von der Verfassung des mogolischen Reichs, der verschiedenen Collegien und Staats-beamten, welche die Oberaufsicht über das Finanzwesen, den Kriegsstaat, den Hofstaat und andere Reichsangelegenheiten hatten. Alles wird auf das ausführlichste beschrieben, besonders die Verfassung des Hofs, Lustbarkeiten, Speisen, Kleider u. dgl. Zuweilen sind Bemerkungen über interessante Gegenstände der alten Zeiten eingemischt, und unter andern findet man im dritten Abschnitt eine Exkursion über die verschiedenen alten und neuen Zeitrechnungen. Der zweite ist geographisch und enthält eine sehr ins Detail gehende Topographie der vierzehn Subas oder Provinzen, aus welchen das mogolische Reich damals bestand. Gewöhnlich findet man die vornehmsten Städte, die einzelnen Circars oder Districte, den Ertrag und die Abgaben derselben, die Anzahl der Kriegsleute beschrieben und angegeben. Häufig findet man historische Nachrichten von den alten Bewohnern und Regenten derselben und

von

von andern Merkwürdigkeiten des Alterthums. Der dritte beschäftiget sich mit der indischen oder brahminischen Religion, indem er nach einer Einleitung über Hindostan, seine Völkerstämme und Sprachen, Nachrichten von den heiligen Büchern, den verschiedenen Secten, Meinungen und gottesdienstlichen Gebräuchen, von der Lebensart und den Sitten der Indier giebt. Diese Nachrichten sind daher vorzüglich wichtig, um Vergleichungen mit andern, die wir von diesen Gegenständen haben, anzustellen. Gladwins Arbeit ist mehr ein freier Auszug als eine Uebersetzung des persischen Originals. Derselbe hat uns noch manche andere Uebersetzungen persischer Werke welche Indien betreffen, geliefert, die wir jedoch hier nicht einzeln erwähnen wollen, da sie nur einen mittelbaren und oft sehr entfernten Bezug auf die Geschichte der eigentlichen Indier haben, und allenfalls nur zur Vergleichung brauchbar sind.

Auch haben wir schon mehrere Werke gelehrter Männer erhalten, bei welchen die Ausbeute, welche die Calcuttische Gesellschaft unmittelbar und mittelbar, durch Uebersetzungen Indischer Originale und durch Bearbeitungen einzelner, Indien betreffender Gegenstände gegeben hat, benutzt worden ist. Hier wollen wir nur einige berühren. Zuerst und vor allen eine vortrefliche Abhandlung von Marsden über die Indische Chronologie. 52) Diese zerfällt in die mythologische oder mythische und in die historische. In jener hat man sich vergebens bemüht, Zeit und Ewigkeit in eine Aequation zu bringen und die eingeschränkten innern Formen unserer Anschauung jenem Wesen unterzulegen, dem Formen und Schranken unbekannt sind. Wahrscheinlich liegen jedoch gewisse astronomische

52) On the Chronology of the Hindoos by William Marsden; Philos. Transactions Vol. LXXX, for the Year 1790. P. II. p. 560. sq.

mische Verhältnisse dabei zum Grund, und das Ganze scheint aus dunkeln Räthseln der Astronomen durch eine besonders subtile Einbildungskraft geschaffen und in die alten heroischen Dichtungen verwebt worden zu seyn. Ueberhaupt nehmen sie vier Zeitalter oder Perioden Yugs oder Yogs an, welche sie Satya-Yug, Treta-Yug, Dwapar-Yug, und Kali-Yug benannt haben. Die drei ersten sind die mythischen, welche wir, da ihre Dauer in die Millionen Jahre geht, und man noch keinen Schlüssel zu ihrer Erklärung gefunden hat, nicht weiter berühren wollen. [53]) Merkwürdiger ist die vierte oder Kali-Yug, welche das historische Zeitalter begreift. Von diesem sind nach der Berechnung der Brahminen jetzt 1798, erst 4899 Jahre verflossen, und da die

53) Jones hat mit vielem Scharfsinn diese Millionen Jahre zu reduciren versucht in einer Abhandl. über die Chronologie der Hindus. Calcuttische Abhandl. von Kleuker I. S. 349. f. Supplement dazu S. 400 f.

Jahre der christlichen und indischen Aere von beinahe gleicher Länge sind, ersieht man daraus, daß das erste Jahr von jener das 3101 von dieser gewesen ist. Außerdem haben sie noch drei andere Zeitrechnungen, durch deren Auffindung und Vergleichung mit den unsrigen sich Marsden vorzüglich verdient gemacht hat. 54) Freilich aber haben diese Berechnungen

54) Die Hindu haben also vier verschiedene Zeitrechnungen. 1) Die große Zeitrechnung Kali-Yug: Sie fängt an wenn die Sonne, nach dem Zodiakus der Hindu in den Steinbock tritt, den 18. Febr. und weil jetzt seit ihrem Anfang 4899 Jahre verlaufen sind, fällt derselbe ins J. 1612 der Julianischen Periode. 2) Die Aere Bikramajit von Bikramaditja einen berühmten Indischen König, fällt ins 4657. J. der Julianisch. Periode ins 3045 der Kali-Yug und ins 56 vor Christi Geburt. 3) Die Aere Salaban, nach Salaban oder Salbahan, dem König des im nördlichen Theil der Halbinsel gelegenen alten Reichs Narsinga. Er war wie die Geschichte erzehlt, ein großer Beförderer und Beschützer der Wissenschaften, und besonders erhielt die Astronomie unter seiner Protektion eine große Reformation. Zur Dankbarkeit knüpften die Gelehrten seinen Ruhm an eine neue

gen noch keine zweifelsfreie Evidenz, sind aber wegen der Muthmaßungen und Schlüsse auf welche sie gebauet sind, sehr wahrscheinlich. Maurice hat ein weitläuftiges Werk über die Alterthümer Indiens angefangen, welches sich nach und nach über alle Theile derselben

neue Aere, die sie mit dem Jahr seines Todes anfiengen. Diese Zeitrechnung fällt ins J. 4791 der Jul. Per. 3179 der Kali-Yug, 134 der Vikramajit und 78 nach Christi Geburt. 4) Außerdem haben sie noch eine Zeitrechnung nach Cyclen, jeden von 60 Sonnenjahren. Der jetzige hat mit dem 11. April 1797 (denn dieser Tag ist bei ihnen der erste des Jahres) 50 Jahre vollendet. Er fieng an im J. Chr. 1797 Salaban 1669 und der Kali-Yug 4848. Da übrigens die Zeitrechnung der Kali-Yug aller Wahrscheinlichkeit nach dreizehn Jahrhunderte vor Christi Geburt erfunden, und seit jener Zeit die Länge des Jahrs beinahe ganz mit unserer Rechnung übereinkommt, muß man voraussetzen, daß die Indier früher als jedes andere Volk, eine genaue Kenntniß des gestirnten Himmels gehabt haben. Ueber die Indische Chronologie haben insbesondere noch Bayer, Bailly und Playfair, Untersuchungen angestellt und bekannt gemacht.

verbreiten soll. [55]) Bis jetzt behandelt es blos die der Religion in einer sehr vollständigen vergleichenden Darstellung des Brahminischen Religionssystems. Auch ist von demselben Verfasser der Anfang einer Geschichte Hindostans erschienen. [56])

Unterdessen haben wir unabhängig von den Untersuchungen und Bearbeitungen dieser Gesellschaft, noch einige andere für die Geschichte und Alterthümer Indiens mittelbar oder unmittelbar wichtige und schätzbare Werke erhalten. Vor allen bemerken wir Rennel's große Karte von Hindostan nebst der dazu gehörigen Erklärung, welche eine Anzeige der in demselben vorhandenen Reiche und Völkerschaften nach ihrer Lage, Wichtigkeit und Verfassung,

55) Indian Antiquities. Lond. 1792. sq. bis jetzt 5 Voll. 8.

56) The history of Hindostan (by Maurice) Lond. 1795. Vol. 1. 4.

sung, und zugleich der Quellen welche er bei der Verfertigung seiner Karte vorzüglich benutzt hat, enthält. [57]) Diese erklärende Beschreibung ist die Grundlage aller seitdem erschienenen größern und kleinern Erdbeschreibungen von Indien geworden. Fünf Jahre nach ihrer ersten Erscheinung kam sie abermals sehr verändert, als eine kritische und historische Erläuterung der neuen verbesserten und in vier Blättern vergrößerten Karte von Hindostan heraus. Sie ist eine verbesserte und vermehrte Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes von Indien, und eigentlich wie ein ganz neues Werk anzusehen, da der Verfasser alle neuerlich durch andere Engländer die in Indien gewesen waren, bekannt gewordenen Materialien zu einem vollständigen Gemälde von Hindostan benutzt

57) F. Rennels memoir of a map of Hindostan or the Moguls Empire, with an examination of some positions in the former system of indian Geography. Lond. 1783. 4. Ins Deutsche übers. im 6. Band der Ebelingischen Reisebeschreibungen.

benutzt hat. [58]) An mehrern Orten verbreitet sich der Verfasser über die Geschichte des mogolischen Reichs und einiger berühmten indischen Völkerschaften, und über manche Begebenheiten der ältern Zeiten. In Deutschland hat sich Bernoulli durch Bekanntmachung einiger wichtigen Beiträge zu einer vollständigen historisch-geographischen Beschreibung von Indien sehr verdient gemacht. Außer Rennels Generalkarte von Indien und dessen Karte von dem Laufe des Flusses Buramputer und von der inländischen Schiffarth in Bengalen nebst den dazu gehörigen Abhandlungen, und außer der

58) Memoir of a Map of Hindooſtan, or the Mogol Empire; with an Introduction illuſtrative of the Geography and preſent diviſion of that Country, and a Map of the Countries ſituated tetween the Head of the Indus and the Caſpian Sea. By Jam. Rennel. Lond. 1788. 4. — Geographische Uebersicht des neuesten Zustandes von Ostindien. Aus dem Engl. des Rennel, im 8. Th. der Beiträge von Sprengel und Forster.

der Abhandlung des Anquetil du Perron von Indien und dessen Beschreibung des Laufs der Ströme Ganges und Gagna, nebst der dazu gehörigen Karte, enthält dieses Werk eine Uebersetzung der lateinischen Urschrift von des Paters Joseph Tieffenthaler's, eines römischen Missionars, historisch-geographischen Beschreibung von Hindustan, welche viele schätzbare Berichtigungen unserer geographischen Kenntnisse von Indien enthält [59]. Um dieselbe Zeit hat Hennings eine nach den beßten Nachrichten bearbeitete Darstellung von den Sitten und der bürgerlichen Verfassung der Tamulischen Indianer gegeben. [60] Noch

sind

59) Des Pater Jos. Tieffenthalers historisch geographische Beschreibung von Hindustan etc. aus dem lateinischen in Ordnung gebracht und in deutscher Sprache ans Licht gestellt von J. Bernoulli. M. K. u. Charten. Berlin und Gotha 1785—87. 3 Bde in 4. Auszug daraus. Das. 1785. 2 Bde. gr. 8. Französ. durch denselben. Paris, Berl. u. Lond. 1786—88. 3 Vol. 4.

60) Gegenwärtiger Zustand der Besitzungen der Europäer in Ostindien. Durch

A.

sind einige scharfsinnige Bemerkungen und Untersuchungen von de Guignes über den Ursprung und das Alter der Indier, die Geographie ihres Landes und die merkwürdigsten Revolutionen Indiens nicht mit Stillschweigen zu übergehen. [61]) Zuletzt verdienen auch die Bemühungen der römischen Propaganda und die Arbeiten einiger ihrer Missionäre, wegen der Aufklärungen und Berichtigungen, welche sie unserer Kenntniß von den Indiern verschafft haben, eine dankbare und ehrenvolle Erwähnung. Besonders verdanken wir dem Fra-

A. Hennings. Kopenh. u. Hamb. 1784—86. 3 Bde. 8. Der zweite enthält die oben angeführte Darstellung. Auch ist der dritte, wegen des darin enthaltenen Versuchs einer ostindischen Literaturgeschichte zu bemerken.

61) Observations historiques et geographiques sur le recit de Pline concernant l'origine, l'antiquité des Indiens et la Géographie de leur pays, avec des recherches sur les principales revolutions de l'Inde par Mr de Guignes. Journ. d. Sav. 1788. XII. (a) 2367.

Frater Paullinus eine sehr brauchbare und lehrreiche Darstellung des Brahmanischen Religionssystems. Sie ist um so brauchbarer und zuverlässiger als andere Schriften über diesen Gegenstand, da der Verfasser während seines langen Aufenthalts in Indien, sich eine gründliche Kenntniß von den Merkwürdigkeiten und Eigenheiten dieses Landes und seiner Bewohner, besonders von der Sprache in welcher die alten Originalschriften ihrer Religion abgefaßt sind, erworben hat. Sein Brahmanisches Religionssystem ist eigentlich ein Auszug aus einem alten Sanskritischen Realwörterbuch Amarasinha über die wichtigsten Gegenstände des liturgischen, mythologischen und bürgerlichen Kultus der Brahmanischen Religion. Er benutzte aber auch andere indische Originalwerke über diesen Gegenstand bei seiner Arbeit, deren besonderer Zweck war, eine Erklärung über die schätzbarsten Indischen Original-Kunstwerke in dem Museum des Kardinal Borghia zu Velletri zu geben. Sie ist daher allen

andern

andern vorzuziehen, und man kann sie zur Grundlage machen, um die übrigen Nachrichten über denselben Gegenstand zu vergleichen und eine vollständige Ansicht zu erhalten. 62) Kleuker hat unter uns zuerst einen solchen Versuch gemacht, das Brahmanische Religionssystem durch ein solches Verfahren in seinem ganzen Zusammenhange darzustellen. 63) Seine vertraute Bekanntschaft mit der Sanskritischen

62) Fr. Paullini a S. Bartholomaeo systema Brahmanicum etc. Romae 1792. 4. c. fig. aen. (ex typogr. S. Congregat. de prop. fide.) Deutsch unter dem Titel: P. a. S. B. Darstellung der Brahmanisch Indischen Götterlehre, Religionsgebräuche und bürgerlicher Verfassung. Gotha 1797. gr. 8. m. K.

63) Das Brahmanische Religionssystem im Zusammenhange dargestellt und aus seinen Grundbegriffen erklärt; wie auch von den verschiedenen Ständen Indiens mit besonderer Rücksicht auf Fr. P. a. S. B. systema Brahmanicum, von J. F. Kleuker, Riga 1797. 8. m. K. Ist auch als der 4te Band der Abhandlung zur Geschichte Asiens erschienen.

tischen Sprache hat Paullinus durch eine Grammatik derselben bewiesen, durch welche er uns zugleich das erste und einzige Werk gegeben hat, aus dem man diese merkwürdige Sprache unmittelbar kennen und beurtheilen lernen kann. [64]) Das Sanskrit, Schanskrit, Samscrit, Grandon oder Kirendam ist die alte berühmte Sprache der Brahmanischen Religion und Gelehrsamkeit in welcher alle heiligen der Religion und den Wissen-

schaf-

64) Der vollständige Titel derselben ist: Sidharubam seu Grammatica Samscrdamica, cui accedit dissertatio historico critica in linguam Sanscrdamicam, vulgo Samscret dictam, in qua hujus linguae existentia, origo, praestantia, antiquitas, extensio, maternitas ostenditur etc. auctore Fr. Paullino a S. Bartholomaeo. Romae 1790. 4. (ex typogr. S. Congr. de prop. fide). Kurzer Auszug aus des Fr. Paullinus a S. Bartholomaeo Sidharubam oder Samskrdamischen Grammatik von J. F. Kleuker, im 4. Bd. der. As. Abhandl. S. 270. f.

schaften gewidmeten Schriften des alten Indiens geschrieben sind. [65] Die Brahmanen, welche sich noch jetzt damit als ihrem Hauptstudium beschäftigen, geben ihr wegen ihres Alterthums und ihrer Vortreflichkeit den stolzen Namen: die Sprache der Götter, deren sich die Gottheit in ihren Gesandten an die Menschen, jenen göttlichen Weisen und himmlischen Lehrern, welche sie Munis nennen, bedient haben soll. Wahrscheinlich war diese wegen ihrer Harmonie, ihres Reichthums und ihrer Energie bewundernswürdige Sprache, in frühen Zeiten einmal die lebende Sprache des Landes welches die ersten Brahmanen bewohnt haben. Ob sie aber aus einer der ursprünglichen Sprachen Hindostans gebildet worden, oder

65) Der Name Sanscrit oder eigentlich Samskrdam ist zusammengesetzt aus den beiden Worten sam d. i. junctim, samt, in Verbindung gebracht, und Krda, d. i. res perfecta, etwas Vollendetes, und heißt also so viel wie etwas genau Geordnetes, Vollkommenes oder Vollendetes.

oder ob sie die Mutter aller jetzt gewöhnlichen Sprachen dieses Landes ist, wird sich bei dem Mangel historischer Nachrichten durch angestellte Wörtervergleichungen nicht vollständig erweisen lassen. Eine große Lücke in der Geschichte der alten Sprachen desselben wird dadurch verursacht, daß die Griechen welche durch Alexanders Kriegszug und durch den Verkehr welcher nach seinem Tode von Baktrien aus dahin getrieben wurde, mancherlei Nachrichten haben mußten, uns keine von den damaligen Landessprachen hinterlassen haben. Als die Araber im siebenten Jahrhundert ihre Eroberungen bis nach Indien verbreiteten, fanden sie in dem eigentlichen Hindostan eine lebende Sprache von einer ganz besondern Constructionsart, deren reinsten Dialekt in den Gegenden um Agra, besonders auf dem poetischen Boden von Mat'hura gesprochen wurde. Man nennt diesen Dialekt gewöhnlich die Sprache von Vraja, und hält ihn noch jetzt für den Mutterdialekt der indischen Spra-

chen. Die meisten Worte derselben waren aus dem Sanskrit abgeleitet, ob sie gleich ihrem eigentlichen Karakter nach, besonders in Hinsicht der Flexion und Variation der Zeitwörter, sehr weit davon verschieden war. Wenn man es aber wahrscheinlich finden kann, daß diese Sprache von den Brahmanen erfunden worden sei, um durch sie ihre Religion und ihre Philosophie auf eine geheimnißvolle Weise aufzubewahren, [66]) zeigt dieses von einer großen Unbekanntschaft nicht allein mit dem Karakter dieser sanften, reichhaltigen und mannichfaltigen Sprache, sondern auch mit den Grundsätzen jener Religion und Philosophie. Von diesen wird man bei einer nähern Kenntniß bald überzeugt, daß ihre reinen Grundsätze ein feiner ausgebildetes System des ältesten Menschenglaubens, der Kinderideen einer jungen Menschheit sind, die in keiner geheimnißvollen Sprache brauchten aufbewahrt zu werden; jene

66) Dow's Geschichte von Hindostan, 3 Th. S. 11.

ne die Sprache selbst aber zeigt, daß sie nicht die Erfindung einer gelehrten Gesellschaft hat seyn können, sondern daß sie durch lange Jahrhunderte die lebende Sprache eines ganzen Volks, seiner weniger und mehr gebildeten Individuen, die alle ihre Bedürfnisse, Ideen, Wünsche und Hofnungen, Freuden und Leiden durch sie bezeichneten, gewesen seyn muß. Ihr Ursprung und Fortgang sind für uns nicht deutlich aufzufinden, ja wir können noch auf keine kritische Geschichte davon rechnen, weil diese ein sorgfältiges vergleichendes Studium aller darin vorhandenen Schriften nach ihren verschiedenen Zeitaltern voraussetzt, wozu uns die Schätze der alten indischen Literatur noch viel zu wenig geöfnet sind. Die Sanskrit hat nach Jones, eines ihrer gründlichsten Kenner, Urtheil, ihrem Karakter nach, eine wunderbare Bauart. Sie ist vollkommener als das Griechische und reicher als das Lateinische; jedoch viel feiner gebildet, als beide. Ja in den Wurzeln der Zeitwörter und in den gram-

matikalischen Formen ist die Verwandschaft mit diesen Sqrachen so stark und so sichtbar, daß man sie fast ohnmöglich für ein Kind des Zufalls halten kann. Er findet diese Verwandschaft so auffallend und unverkennbar, daß jeder Sprachkenner und Sprachforscher, nach angestellter Untersuchung auf die Vermuthung gerathen müsse: ob nicht diese drei Sprachen, aus einer gemeinschaftlichen vielleicht und wahrscheinlich nicht mehr existirenden Quelle entsprungen seyn möchten. [67]) Paullinus rühmt ihren außerordentlichen Reichthum, und sagt uns, daß sie Wörter und Benennungen für alle nur mögliche Begriffe und Vorstellungsarten, die Erfindungen der spätern Zeiten ausgenommen, besitze. Eben so groß sey ihr Reichthum an Wörtern für abstrakte und wissenschaftliche Begriffe, für Gegenstände der Naturlehre, Philosophie und Sprachkunst. Dieser

67) Jones Abhandl. über die Indier, in den As. Abhandl. von Kleuker I. S. 11.

ser Reichthum macht sie daher schwer für die Erlernung, aber sehr geschickt für die Poesie. Die Majestät und Annehmlichkeit, die Eleganz und Lieblichkeit ihrer Verse wäre so groß, daß sie sich selbst dem Ohre derer die nichts davon verstünden, empfehlen müsse. Das Alphabet womit diese Sprache in den ältern Zeiten geschriebeu wurde, heißt Nagari, die Schrift von Nagar, vielleicht von der Stadt Nagar. Man nennt es auch Dewa-Nagari, von dewa, göttlich, gütig, weil die Gottheit selbst sie gelehrt und eine Stimme vom Himmel ihre künstliche Ordnung bekannt gemacht haben soll. [68]) Die Buchstaben desselben sind ohne große Veränderungen bis auf unsere Zeiten geblieben, nur daß der Zufall gerade Linien in krumme, und krumme in gerade verwandelt hat. Jones glaubt, daß ursprünglich alle Sprachen des alten In-

68) Paullinus nennt dieses Alphabet auch litterae Nagarenses, Vanarenses, von der Stadt Venáres, Benares.

diens damit geschrieben worden wären. Jetzt bedienen sich die Brahmanischen Gelehrte desselben beim Unterricht auf der hohen Schule zu Kasi einer Vorstadt von Benares. Es giebt aber auch ein gemeines Nagari-Alphabet, welches in den Königreich Patna und den benachbarten Gegenden gebräuchlich ist. [69]) Außerdem sind nur sehr wenige Alphabete geschickt, diese Sprache zu schreiben, und unter den jetzt in Indien gewöhnlichen nur noch zwei, das Telinganische und Samskrdamisch-Malabarische, auch schlechthin das Samskrdamische genannt. Jenes ist an der Küste Orixa und in den innern Gegenden der Halbinsel gebräuchlich und sehr geschickt alle Laute und Sylben der Sanskrit auszudrücken. Dieses wird in Kanara, Karnat, Madura, Malabar und Coromandel ausschließend für die Sanskrit gebraucht und die Schriftarten der gewöhnlichen Landessprachen sind

69) Systema Brahm. p. 246.

sind nicht dazu geschickt. In diesem findet man sehr alte Inschriften, doch kann man nicht beweisen, daß es das ursprüngliche gewesen sey. Uebrigens ist unter diesen vier Alphabeten in Ansehung der Ordnung und Bedeutung der Buchstaben, eine so sichtbare Uebereinstimmung, daß man mit Recht auf einen gemeinschaftlichen Ursprung schließen kann; ja selbst die einzelnen Schriftzüge stimmen im Wesentlichen überein und lassen sich auf gemeinschaftliche Grundzüge zurückführen. Die des letztern sind die elegantesten, die der erstern aber sind einfacher und weniger gekünstelt. 70) Die Anlegung einer Druckerei für die Sanskrit, um

 die

70) Eine Abbildung und Erklärung dieser vier Alphabete findet man bei Kleukers Brahmanisch. Relig. System Tab. XVIII. Man vergl. auch: Alphabetum Grandonico - Malabaricum sive Samscrudonicum, Romae 1772. u. Alphabeta Indica, Romae 1792. 8. welche zum Gebrauch der Missionarien von der Propaganda bekannt gemacht worden sind.

die Werke derselben in ihrer eigenen Sprache bekannt zu machen, wäre ein unschätzbares Verdienst für die Geschichte des menschlichen Geschlechts, weil es nicht an Männern fehlen würde, die sich mit ganzem Eifer dem Studium dieser Werke widmeten.

12.

Wir haben, wie ein Blick auf diese Bemerkungen über den Fortgang unserer Aufklärung über Indien zeigen wird, schon eine ansehnliche, mannichfaltige und inhaltreiche Ausbeute für die Geschichte der alten Indier erhalten. Schon hat man auch angefangen dieselbe zu benutzen, und insbesondere haben wir einige möglichst vollständige Darstellungen von ihrer Religion erhalten, welche durch Bekanntwerdung neuerer Urschriften derselben zwar mehr und mehr berichtigt und bestätigt, aber nicht widerlegt werden dürften. Da die Religion die Seele, das Triebrad der ganzen Verfassung der Indier war und noch in un-

unsern Tagen ist, ihrer Gestalt die Form gab, haben wir durch jene Darstellungen die Grundlinien erhalten, an und nach welchen ein allgemeines Gemälde von dem Zustand dieses Volks in den Zeiten seiner Selbstständigkeit, fortgesetzt und ausgearbeitet werden könnte. Nach den erhaltenen Materialien aber sind wir jetzt noch nicht im Stande ein solches vollständiges Gemälde von dem damaligen Geist und Karakter dieses Volks zu geben. Unterdessen müssen wir durch ein fleißiges und aufmerksames Studium der erhaltenen Originalwerke uns bemühen, die einzelnen Züge dieses Karakters zu finden und zu sammeln, jedes dieser Werke aus und durch sich selbst erklären, bis wir aus der Vergleichung der so erhaltenen und in kleinen Gemälden zusammengestellten Karakterzüge, allgemeine Resultate ziehen und diese zur Grundlage einer allgemeinen Geschichte der alten Indier machen können. Am schätzbarsten müssen uns deßwegen die Werke ihrer Dichter seyn, weil die Werke der Dichter den Geist

und Karakter der Völker am besten und lebendigsten darstellen. Schon im allgemeinen, noch mehr aber unter besondern Verhältnissen, hat sie daher der Geschichtschreiber für schöne und fruchtreiche Blumengärten anzusehen, in welchen er aufmerksam herumwandeln muß, um alle die Blumen zu finden, die in einen Kranz zusammen gewunden, die ganze Physiognomie, den individuellen Totalkarakter des Volkes, unter welchem der Dichter lebte und dichtete, in allen seinen Nüancen als ein reitzendes Ganze, darstellen können. Denn sein Dichter welcher wünscht, daß seine Werke von seiner Nazion hochgeschätzt werden möchten, muß den Karakter derselben durchaus kennen. Er muß eine vollständige Kenntniß von dem Ideenkreis, dem Zustand und der Reitzbarkeit der Denkungsart seiner Zeitgenossen, in ihren religiösen, politischen und häuslichen Verhältnissen besitzen; ihre Sitten und Gewohnheiten, ihre Disposition für Moralität, für Vergnügungen, für Kunst und Wissenschaft, müssen sein unablässiges

ges Studium seyn. Mit tiefer Menschenkenntniß und feiner Psychologie, muß er in unabläßigen Beobachtungen ihre Lieblingswünsche und Lieblingsideen zu belauschen suchen. Nie hat ein Dichter anders auf seine Nazion gewirkt, als wenn er die ganze Masse der individuellen Nazionalbildung, die im Horizont seiner Zeitgenossen lag und ihnen eigen war, durch Empfindung und Einbildungskraft in seine Dichtungen zu verweben, gleichsam den menschlichen Karakter derselben in einer göttlichen Sprache so darzustellen wußte, daß sie in dieser göttlichen Form sich selbst, ihre ganze Lebensweise verschönert und verherrlicht vor sich sahen. Jener in der Natur des Menschen liegende Grundtrieb, sich selbst zuweilen in einem schmeichelnden Bilde zu erkennen, ist vielleicht mehr die Ursache der Achtung und des Beifalls für die Werke der Dichter, welche jenen Trieb befriedigen oder den Leser mit seiner Befriedigung täuschen, als die auch noch so sehr ausgezeichnete Individualität ihrer Verfasser. Ja

die größte Kunst des Dichters möchte wohl darin bestehen, diese Individualität seines eigenen Karakters auf eine feine Art dem Zeitgeist aufzuopfern, die Blüten seiner Phantasie und Empfindnng in Vereinigung mit dem Geist der Zeiten in einer schönen Form darzustellen, um die Achtung und Bewunderung der Zeitgenossen zu erwerben und dadurch sich selbst in dieser allgemeinen Bewunderung für jene Aufopferung schadlos zu halten. Nur daraus ist der Einfluß, daher sind die Wirkungen, welche große Dichter auf ihre Nazion gehabt und hervorgebracht haben, zu erklären. Nur diejenigen welche die Mittel benutzten die sie hatten, sich ihren Zeitgenossen angenehm und zugleich um sie verdient zu machen, haben die Unsterblichkeit errungen. Diese Bennzung jener Mittel giebt dem Dichter den erhabenen Beruf, ein Lehrer und Rathgeber der Menschen zu werden, unter denen er lebt. Indem er die ewigen Gesetze der Natur in der Menschenbrust, indem er die Regeln und Pflichten eines glücklichen

lichen und würdigen Lebens, indem er einzelne Menschen als Muster edler Sitten, reiner Tugenden und großer Thaten, durch das schöne Gewand in welches er sie kleidet, anziehend und interessant macht; den Menschen darstellt wie er seyn sollte, wird er in edlen Gemüthern das Streben erregen, diese Ideale des menschlichen Karakters im Seyn und Leben zu erreichen. Dann findet in seinen Werken der Staatsmann ein Richtmaß des Rechts und der Gerechtigkeit, der Krieger Muth und Menschlichkeit, der Bürger die Pflichten die er dem Staat, seinen Mitbürgern, seiner Familie und sich selbst schuldig ist. Die liebliche Harmonie der Worte, die reitzenden Bilder der Phantasie, werden durch die lebhafte Bewegung und deutliche Rührung der Empfindungen, die sie in jedem gefühlvollen Leser hervorbringen, die Menschen mit sanfter Gewalt zur Humanität lenken, ihnen die Pflichten des Lebens reitzend machen, indem sie den wahren, schönen und edlen Zweck desselben erkennen. So wird der Dichter ein

Tröster

Tröster des Unglücklichen, giebt ihm Muth und Standhaftigkeit die unvermeidlichen Schläge des Schicksals zu erdulden, und verwischt den bittern Gram, den Kummer der an seinem Herzen nagt, durch die Harmonie seiner Lieder. Er mildert und besänftigt den wilden Kampf der Leidenschaften, das Wandeln und Treiben der widersprechendsten Wünsche und Neigungen in der Menschenbrust, indem er das Streben nach dem wahren und einzigen Ziel des Menschen, durch gleichförmige Ausbildung aller seiner Anlagen und Kräfte, alles dessen was an und in ihm ist, ein vollkommener Mensch zu werden, anfacht und durch seine Ideale nährt. Je höher die Stufe der Bildung ist, auf welcher eine Nazion steht, desto schwerer wird es ihren Dichtern werden, auf den gebildeten und verständigen Theil derselben durch ihre Werke Einfluß zu erhalten, die Empfindungen, die Denkungs- und Handlungsweise der Menschen zu leiten. Desto größer ist aber auch ihr Werth, wenn sie dieses erreichten, desto mehr gel=

gelten ihre Werke dereinst als lebendige Zeugen von dem Geist und Karakter des Volks. Andere Dichter dagegen, welche die Würde oder das Erhabene ihres Berufs vergessen oder nicht kennen, in ihren Werken, durch Witz und eine angenehme lieblichtönende Harmonie des Ausdrucks, nur eine leicht vorübergehende Aufwallung der Empfindung bezwecken; werden, da diese wechselnde Bewegung der Empfindung keinen festen bleibenden Eindruck zurücklassen kann, nicht Haltbarkeit genug hat, an einen Bestandtheil der Seele geknüpft zu werden, bald vergessen seyn, selbst von derjenigen Klasse ihrer Leser, welche nur um der angenehmen Rührung der Empfindung willen, ihre Werke lasen. Der edlere und bessere Theil der Menschen, der eine der Aufmerksamkeit würdige Gestalt in dem schönen Gewand der Empfindung sucht, wird ihnen nie seine Achtung schenken können. Immer bleibt es aber eine des edlen Menschen würdige Anstrengung, den Rang eines achtungswerthen und hochgeachteten Dichters bei den

Zeitgenossen und der Nachwelt zu erringen. Nur der also wird seine Bemühungen belohnt finden, der mit dem natürlichen Talent, der Biegsamkeit des Ausdrucks seiner Empfindungen, eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, aufmerksame Beobachtung und vollständige Kenntniß der Sitten, ein feines und richtiges Gefühl des Schönen, Wahren und Guten, endlich noch ein unverdorbenes Urtheil für das Wahre und Falsche, in und bei allen Verhältnissen des öffentlichen und Privatlebens, verbindet. Dann und nur dann ist die Poesie, als Schöpfung solcher Meister, die Blüte des menschlichen Geistes, die reine, vollkommen entwickelte Aeusserung der Sprache, der Empfindungs- Vorstellungs- und Handlungsweise der Menschen; und je nachdem der Dichter mehr oder weniger in der Geistessphäre seines Volks lebte und dichtete, die mehr oder weniger vollständig entfaltete Blüte des Nazionalgeistes und Karakters, das treueste Bild der ganzen Physiognomie desselben. Jedes

Volk

Volk hat gleich seiner eigenen Sprache auch individuelle Lieblingswünsche und Lieblingsideen, seine eigene Art zu empfinden, zu denken und zu handeln, wenn man so sagen darf, eine eigene Organisation seiner höhern und geistigen Anlagen, wie es eine eigene Organisation seiner thierischen und physischen Kräfte und Anlagen hat. Nur dann wenn die Einzelnen, ihre eigenen nazionellen Empfindungen, Neigungen, Leidenschaften und Wünsche, das Bild ihres Geistes und Herzens, nach ihrem höchsten Ausdruck, ihrer schönsten Gestalt und angenehmsten Thätigkeit, in einer schönen und kühnen Sprache, gleichsam idealisirt in den Werken eines Dichters wiederfinden, wird er ihr Liebling werden. Gerne werden sie sich den Zaubern seiner Sprache schmiegen, da sie durch diese leidende Dahingebung in den Zustand des Genusses einer nie geahneten Schönheit und Vollkommenheit ihres eigenen Selbsts, ihrer Welt von Empfindungen und Gedanken, ihrer Leiden und Freuden

setzt werden. Beim Lesen solcher Dichtungen fühlt sich die Seele des Lesers frei von allen Verhältnissen der Gegenwart, gleich wie der Dichter sie nur in Momenten des freiesten Gebrauchs aller Seelenkräfte und Fähigkeiten schaffen konnte. Dann schwelgt der Staubgebohrne im Genuß des seltenen süssen Rausches, wenigstens minutenlang seine Freiheit in ihrer höchsten Kraft zu empfinden, weit über die gewöhnlichen Grenzen seines Seyns erhaben zu seyn. Dankte er diesen Rausch den Poesien fremder wahrhaft oder noch lebend vernichteter und entseelter Völker, dann wird er sie bald in ruhigeren Augenblicken mit stillem Geist aufmerksam beobachten, mit dem innern Auge die Züge der damaligen Nazionalphysiognomie aufsuchen, mit dem Ohre des Geistes, die Leiden und Freuden des Volkes belauschen. Am beßten kann dieses bei Werken der dramatischen Dichtkunst geschehen, weil diese die Menschen in ihren Handlungen wirklich vorstellt, als ob sie eben vor unsern Augen vollbracht

bracht würden; dagegen die epische erzehlt, daß und wie eine Handlung, Begebenheit oder Geschichte vollführt worden ist. Dort hören wir die Reden und Gespräche, wir hören und sehen die Aeußerungen der Gedanken und Empfindungen der handelnden Menschen. Ein vollkommenes Werk der dramatischen Dichtkunst muß nicht bloß gut unterhalten, es muß uns klare Aussichten in das Innre des menschlichen Herzens eröffnen. Tugenden und Laster, Größe und Kleinheit der Seele müssen in ihrer Liebenswürdigkeit und Verächtlichkeit, oder in ihren entgegengesetzten Wirkungen, vor unsern Augen thätig seyn, um unsere Bewunderung oder unsern Abscheu zu erregen. Es giebt Werke dieser Dichtungsart in welchen Alles auf die vollkommene Auszeichnung, die vollendete Darstellung des Karakters eines oder einiger der handelnden Personen berechnet ist. Man nennt sie Schauspiele der Karaktere. Andere haben zur Absicht, gewisse ausgezeichnete Sitten in treuen und lebendigen Gemälden

vorzustellen, um sie vor den übrigen Gattungen derselben besonders zu markiren. Die lächerlichen und verachtungswerthen, die liebenswürdigen und reitzenden, die tugend- oder lasterhaften Sitten verschiedener Stände oder ganzer Völker geben mannichfaltigen Stoff zu solchen Vorstellungen, welche man Schauspiele der Sitten nennt. Die Sakontala des Kalidas scheint sich dem größten Theil ihres Inhalts nach, mehr diesem Karakter zu nähern. Die Sitten der Könige und der Hofleute, der Brahmanen und heiligen Einsiedler, der höhern und niedern Kasten, der Weiber und Kinder, stellt uns der Dichter lebend und in Thätigkeit vor, ganz im Karakter der Nazionalindividualität seines Volks, der religiösen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse desselben. Auch Götter und Genien, Thiere und beseelte Pflanzen, stehen vor uns da, wie der Volkswahn sie dachte und ansah. Das Ganze ist ein wahres und lebendiges Kompendium der Nazionalbegriffe und Sitten der Indier, ein

treues

treues Gemälde ihrer individuellen Empfindungs- Denkungs- und Handlungsweise. Einer unserer ersten Dichter sang davon:

Willt du die Blüte des frühen, die Früchte des
späteren Jahres,
Willt du was reitz't und entzückt, willt du was
sättigt und nährt,
Willt du den Himmel, die Erde mit Einem Namen begreifen —
Nenn' ich Sakontala dich, und so ist alles gesagt.

Gesetzt aber auch, daß sie der Absicht ihres Verfassers nach kein Schauspiel der Sitten gewesen ist noch hat seyn sollen, wird und ist sie es doch jetzt für uns, im höchsten Sinn dieses Ausdrucks; weil das Volk unter welchem und für welches er in den Zeiten seines selbstständigen Daseyns sang, dieses und mit ihm seine damalige Gestalt, sein blühendes Ansehen, bis auf wenige Grundzüge verloren hat.

Da sie nun das einzige Werk der dramatischen Dichtkunst der Indier ist, das wir bis jetzt besitzen, müssen wir sie mit desto größerer Aufmerksamkeit behandeln, uns bemühen, die einzelnen Züge des Nazionalkarakters herauszufinden, um uns durch ihre Zusammensetzung eine allgemeine Vorstellung davon zu verschaffen.

13.

Vikramaditja, so viel wie große Sonne, von vikram, besonders, vorzüglich, groß, und áditya, Sonne, [71] auch Sokadwisi genannt, war ein König des alten indischen Reichs Narsinga, in den nördlichen Gegenden am Dekan gelegen, welches die Griechen Ariaka, und eine Hauptstadt desselben Tagara, nannten. [72] Den Weg zum Thron und zur Herrschaft von Narsinga soll er sich

71) Fr. Paullinus in Syst. Brahman. p. 258.

72) Arriani Periplus maris Erythraei und Asiat. Abhandl. von Kleuker, III. S. 140. f.

sich durch veranstaltete Ermordung seines Bruders Sokaditja, welcher rechtmäßiger König war, gebahnt haben. Nach einer vieljährigen Regierung empörten sich die Rajas gegen ihn unter der Anführung eines gewissen Salbahan. Vikramaditja verlohr sein Leben in einer Schlacht gegen die Rebellen, und Salbahan bestieg den Thron von Narsinga. Nach Ferischtah's Erzehlung, der im Anfang des vorigen Jahrhunderts schrieb, war Vikramaditja oder Bekermadschit, wie er ihn nennt, vom Stamme Tuar, und wird in der Geschichte, besonders aber von den Dichtern der Indier außerordentlich ja ausschweifend gerühmt. In seiner Jugend legte er die Kleider eines Fakirs an und reisete viele Jahre in der Welt herum, die Künste, Wissenschaften und Staatseinrichtungen fremder Völker zu erlernen. Erst im funfzigsten Jahr seines Alters machte er sich auf göttlichen Antrieb und Befehl im Kriege berühmt, und in wenig Monaten eroberte er die Königreiche Narval

Malava. Er erbauete die Stadt Ugein und die Festung Daar, wo er seine Residenz nahm. In Ugein richtete er das Götterbild Makaal auf und verordnete Fakirs, Brahmanen und Jogi zum Dienst desselben, um des Pöbels willen; er selbst aber betete einen einzigen unendlichen und unsichtbaren Gott an. Er lebte auch als König äußerst einfach, schlief auf einer Matratze und hatte in seinem Zimmer keine andere Möbeln als einen irdenen Krug mit Wasser gefüllt. In seinem hohen Alter wurde er in einer Schlacht mit den Fürsten in Dekan, die sich gegen ihn empört hatten, erschlagen. 73) Der Ueberwinder Salbahan soll ihn eigenhändig getödtet und ehe er dieses that, ihm versprochen haben, von seinem Tod an eine neue nach ihm benannte Zeitrechnung einzuführen. Gewiß ist es daß mit ihm, ob vom Antritt seiner Regierung oder dem Jahr seines

73) Sammlung Asiat. Originalschriften I. S. 346.

seines Todes an, ist ungewiß, eine neue noch gebräuchliche Aere der indischen Zeitrechnung beginnt. Am wahrscheinlichsten wird ihr Anfang in das Jahr 57 vor Christi Geburt gesetzt. 74) Dieser Vikramaditja nun war ein großer Verehrer und Beschützer der Künste und Wissenschaften. An seinem Hofe, wahrscheinlich zu Awanti, lebten neun gelehrte Männer, die in der Indischen Geschichte unter dem Namen der neun Juwelen, Nava-ratnani, ausgezeichnet und gepriesen werden. Einer von ihnen, Amara (der Himmlische) auch Dewa-Amara, der göttliche Amara genannt, war der Liebling des Königs, sein erster geheimer Rath, von ihm und seinen Zeitgenossen, wegen seiner großen Fähigkeiten des Geistes und seiner tiefen Gelehrsamkeit geachtet und verehrt. Eine alte Inschrift erzehlt,

74) Fr. Paullinus in Syst. Brahman. p. 258. Man vergl. auch Marsden on the chronology of the Hindoos.

zehlt, dieser glanzvolle, unter den Menschen berühmte Amara, habe einst in einem großen Wald, welcher von den Munis oder heiligen Weisen und frommen Lehrern fleißig besucht wurde, den Aufenthaltsort des Gottes Bud-dha, des Urhebers der Glückseligkeit, entdeckt. Um sich durch eine heilige Verehrung höherer Art die Huld des Gottes zu verschaffen, that er das Gelübde eines Muni, hier in heiliger Einsamkeit zu bleiben und hielt es. Zwölf Jahre brachte er in dem Wald zu. Seine Nahrung waren Wurzeln und Früchte, sein Ruhebette die harte Erde. So übte er als ein Mann von festem Entschluß und theilnehmendem Herzen die strengste Enthaltsamkeit. Auf Veranlassung eines göttlichen Traumgesichts ließ er ein Bild des Buddha machen und verehrte es den Gesetzen gemäß durch Opfer von wohlriechendem Rauchwerk. Endlich ließ er an einem Ort der unter dem Namen Bud-dha-gaja berühmt war, einen heiligen Tempel von wunderbarer Anlage bauen, und darin außer Vi-

sche-

schenu's Fuß, die Bildnisse seiner Menschwerdungen, deren eine Buddha war, und aller andern Gottheiten, aufstellen. Hier fand ein standhaftes und treues Gemüth Erhörung seiner Wünsche, Rettung, Ruhm und Genuß! [75]) In der Gesellschaft und unter dem liberalen Schutz eines solchen Augusts und eines solchen Mäcens, lebte auch der Dichter Kalidas, einer jener Männer die unter dem Namen der neun Kleinode bekannt sind. Er war das glänzendste darunter, und noch halten ihn die Pandits und gelehrten Indier, für denjenigen Dichter welcher die erste Stelle nach Walmik und Vyasa, ihren Homer und Virgil verdient. Ein neuerer Sinnspruch drückt

75) Nach einer im J. 1005 der Aere Wikramaditja, also im J. C. 849. in Sanskrit abgefaßten Steinschrift, um wie ihr Verfasser am Ende sagt, dadurch die Wahrheit, daß Amara jenen Tempel des Buddha erbaut habe, auf die Nachwelt zu bringen. Calcutt. Abhandl. von Kleuker III. S. 197. f.

drückt dieses so aus: „Die Dichtkunst war die „spielende Tochter Walmiks; Vyasa er„zog sie und sie wählte sich den Kalidas „zum Bräutigam nach der Ordnung Wi„derbha; sie war die Mutter des Amara, „Sundar, Sankha und Dhanik; nun „aber veraltet und kraftlos, ihre Schönheit „verblichen, und mit schmucklosen Füßen aus„gleitend indem sie geht, in wessen Hütte ver„schmähte sie 's noch, sich ein Obdach zu su„chen?" Besonders wird sein Schauspiel Sakontala für das beßte Werk ihrer dramatischen Dichtkunst und das größte seines Verfassers gehalten. Die dramatische Dichtkunst hat in Indien ein sehr hohes über alle historische Denkmäler hinausgehendes Alterthum. In den ältesten Zeiten waren ihre Werke Unterredungen in Poesie und Prosa, über allerlei Gegenstände, die bei öffentlichen Versammlungen vor den Königen oder Rajas gehalten wurden. Nachmals verwandelten sie sich ihrer Komposition und ihrem Gebrauch nach in förmliche

Schauspiele. Noch jetzt sind die alten Schauspiele oder Nátaks die beliebtesten Volksbücher. Kalidas wurde der Shakespear der Indier, aber seine Werke wurden am Hofe seines Beschützers mit der Feierlichkeit und Eleganz welche hochgebildeten Völkern bei ihren Schauspielen eigen ist, aufgeführt, und dieses allein muß uns einen hohen Begriff von der Bildung der Indier beibringen. Die Vorstellung der Sakontala besonders setzt sehr schöne und prachtvolle Dekorationen voraus, wie man sie nur von dem Theater eines glänzenden Hofs erwarten kann. Nächst der Sakontala hat Kalidas nur noch ein Schauspiel, Urwasi hinterlassen; außer diesen aber sind Jones noch mehrere Werke von ihm bekannt geworden, ein Heldengedicht, oder vielmehr eine Reihe von Gedichten über die Sonnenkinder, eine Dynastie indischer Könige; ein eigentliches Heldengedicht über die Geburt des Kumara, des indischen Kriegsgottes; einige versificirte Liebesgeschichten und eine vortrefliche

che Abhandlung über den Versbau der Sanskritsprache. [76]) Auch soll er die Werke des Walmik und Vyasa revidirt und die jetzt gangbaren Ausgaben derselben verbessert haben. Durch die Uebersetzung der Sakontala aus der Sanskrit hat uns Jones ein unschätzbares Geschenk gemacht, [77]) weil unter allen bis jetzt bekannt gemachten Werken der indischen Literatur keines einen so richtigen und deutlichen Begriff, eine so klare ja lebendige Vorstellung von der schönen, zarten und liebenswürdigen Individualität des indischen Nazionalkarakters geben kann. Zu wünschen wäre es, daß wir recht bald noch mehrere Werke der

76) Jones Vorrede zur Sakontala.

77) Sacontala or the fatal ring, an indian drama, by Calidas. Transl. from the original sanscrit and pracrit by Will. Jones. Calcutta 1790. Lond. 4. — Sakontala oder der entscheidende Ring ein indisches Schauspiel von Kalidas. Aus den Ursprachen Sanskrit und Prakrit ins Engl. und aus diesem ins Deutsche übersetzt von G. Forster. Mainz und Leipzig 1791. 8.

der dramatischen Dichtkunst der Indier in guten Uebersetzungen erhalten möchten, da ihre Anzahl sehr groß ist, indem Jones versichert, daß ihm gleich bei der ersten Erkundigung mehr als dreißig bekannt gemacht worden wären, die man für die schönsten und erlesensten Blüten der übrigen hält. Unterdessen wollen wir unsere Sakontala, die unter ihren Schwestern zuerst auf europäischen Boden verpflanzt wurde, freundlich und sorgsam pflegen, wie es ihr zarter Bau verlangt, zugleich aber auch sie aufmerksam betrachten, um die Züge ihres mütterlichen Bodens aufzufassen und in einigen leichten Umrissen darzustellen. Zuweilen werden wir auch andere Hervorbringungen des indischen Geistes zu Hülfe nehmen, um diese Umrisse zu berichtigen und hie und da schärfer anzudeuten. Vorher mögen noch folgende allgemeine Bemerkungen darüber, einen Platz finden.

1) Von dem eigenthümlichen und aesthetischen Werth dieses Werks

als dramatische Dichtung, kann und darf man noch nicht sprechen. Auch wir übergehen ihn daher mit Stillschweigen, denn nach welch einem Maaßstab sollte dieses geschehen. Auch dann wenn wir, wie es doch nicht der Fall ist, eine feststehende und konsequente Norm für die Werke der dramatischen Dichtkung unsers Horizonts hätten, nach denen ihr Werth für den guten Geschmack und den aesthetischen Sinn zu bestimmen wäre, würde es undelikat und gegen die Pflichten der Gastfreundschaft seyn, diese zarte Hervorbringung eines unter einem wärmeren Himmel in den unsrigen beinahe entgegen gesetzten Verhältnissen lebenden, weit feiner als wir organisirten Volkes, mit den Regeln unserer kälteren Geschmackslehre zu vergleichen oder sie darauf anzuwenden. Die aufmerksame Beobachtung der darin sichtbaren Verhältnisse der Zeit und des Orts seiner Entstehung, deren Zusammenstellung einen allgemeinen Begriff von der Bildung des Volkes dem es angehört, geben kann,

muß

muß der einzige Gesichtspunkt seyn, aus dem es beurtheilt werden darf, also nur aus und durch sich selbst. Dann wird es als eine der schönsten Blumen einer zarten nur in diesen Verhältnissen herumschweifenden Phantasie erscheinen, uns Achtung und Liebe entlocken und dadurch ein hohes Interesse für uns erhalten, wenn es, wie der edle Forster in der Vorrede zu seiner Uebersetzung sich ausdrückt, uns zeigt: „daß die zartesten Empfindungen, deren das menschliche Herz fähig ist, sich so gut am Ganges und bei dunkelbraunen Menschen, wie am Rhein, am Tyber, am Ilissus bei unserm weißen Geschlechte äussern konnten.“ Der gewöhnlichen Regeln unserer dramatischen Dichtkunst darf man sich bei der Sakontala nur erinnern, um Vergleichungen zwischen ihr und den Kunstwerken dieser Art bei andern Völkern anzustellen, die Berührungspunkte aufzusuchen, wo die Phantasie, die Vernunft und den aesthetischen Sinn älterer und neuerer Völker mit den indischen zusammentreffen, oder um

ihre Verschiedenheiten zu beobachten. In dieser Absicht hat sie ein feiner Aesthetiker und philosophischer Geschichtschreiber mit den Grundsätzen des Aristoteles über die dramatische Dichtkunst verglichen, um einen Beitrag zur Auflösung der Frage zu geben: „was darin blos Lokal-Geschmack oder allgemeines ewiges Gesetz sey?" Nach diesen Untersuchungen war den Griechen Zusammenhang der Theile, Einheit, Fortgang und Interesse der Handlung die Seele des Drama. Der Grieche foderte eine in jedem Theil natürliche Entwickelung der Begebenheiten. Der Indier legte es in seiner Dichtung vom Anfang bis zu Ende auf einen heiligen, göttlichen, wunderbaren Zusammenhang an, weßhalb man sein Werk, wenn man es nicht Drama im griechischen Verstande nennen will, es ein dramatisches Epos nennen müßte, eine heilige Götter- und Königsfabel in allen Reitz der Vorstellung gekleidet. Nach den Begriffen des Aristoteles von der theatralischen Poesie, könnte man es ein episches Drama

ma nennen, und gewiß ist es, daß dieses Stück, ob es gleich nur ein dramatisches Epos ist, in allen wesentlichen Theilen aufs nächste und feinste an die griechische Kunst grenzet. Um zwei Personen, Sakontala und Duschmanta, windet und schlinget sich alles; die höchste Mannichfaltigkeit, ruhet auf der simpelsten Einheit. [78])

2) Kalidas ist einer derjenigen Dichter die sich bei den Darstellungen ihrer Kunst nur mit nahen und bestimmten Gegenständen beschäftigen, die nur für ihre Zeiten leben und dichten. In Hinsicht des Sujets, der Handlung des vor uns liegenden Stücks, machte er nur wenige Ansprüche an seine Kunst. Er benutzte bei der Wahl des Stoffs eine historische Mythe seines

 Volks,

78) Herder über ein morgenländisches Drama. Zerstr. Blätter IV. Samml. S. 263—312.

Volks, gleichgültig gegen die Lobsprüche welche der poetischen Erfindung gemacht werden. Duschmanta der Held des Stücks, wird in den chronologischen Tabellen der Brahminen, unter den Mondskindern, einer Dynastie indischer Könige, als ein Nachkomme des Puru, in der ein und zwanzigsten Generation nach der großen Wasserfluth, erwähnt. Sein Sohn Bheret oder Bharat war einer der berühmtesten Könige in Indien, welches man in den alten Büchern nach ihm zuweilen das Land Bherets, Bheret-khant genannt hat. Von ihm stammten zwei Linien die Kurus und die Pandus, die jenen langen und blutigen Krieg miteinander geführt haben, dessen Begebenheiten der Inhalt des berühmten schon oben erwähnten großen epischen Gedichts Mahabharat ausmachen. Im Bagavadam wird der Geschichte des Duschmanta und der Sakontala, welche dem Kalidas den Stoff seines Schauspiels gegeben hat, gedacht, und Bharat auch als der Sohn von Sakontala angegeben.

den.[79]) Diese Mythe also war dem Dichter ein erwünschter Stoff, das Heilige und Wunderbare desselben in die höchsten Reitze der Vorstellung zu kleiden, die ganze Kraft seines Genies auf die Form und Bildung des Kunstwerkes, welches er daraus machte, zu verwenden. Er hatte zu feine und geistige Begriffe von der dramatischen Kunst, um die Vollkommenheit ihrer Werke in die Neuheit des Stoffs, in überraschende und unerwartete Vorfälle und Situationen zu setzen. Seinem Kunstwerk eine reine poetische Gestalt zu geben, die dem Gesichtskreis seines Volkes angemessen sey, war das Ideal dem er bei seiner Arbeit nachstrebte. Aber er nahm diesen Gesichtskreis in seiner ganzen Ausdehnung und Fülle. Daher verbreitet sich die Mannichfaltigkeit der Darstellung welche den einfachen Stoff gestaltet, über Himmel und Erde, Götter, Geister und Genien,

79) Man vergleiche die deutsche Uebers. in der Sammlung asiatischer Original-Schriften 1. Thl. S. 161.

nien, die Elemente des Weltalls, Thiere und Pflanzen, über Alles was der Mensch ahnete, kannte und wußte, über die Sitten, die Denkungs- und Handlungsweise der Menschen aller Stände vom König bis zum armen Fischer. Alles ist tief aus der Philosophie und Religion, aus der Lebensweise und den Sitten seines Volks geschöpft und in sie verwebt. Er hatte nur die besondern Verhältnisse seiner Zeit und seines Orts vor Augen, aber in ihrem ganzen Umfang, so weit es die natürliche und politische Lage seines Volks ihn verstattete. Dieses war von allen andern isolirt, sein Vaterland ihm die Welt, es sich selbst die ganze Menschheit. Daher ist sein Gemälde eine treue Schilderung von der schönen und anmuthigen Seite welche die menschliche Natur in diesem Horizont, unter den Verhältnissen der Zeit und des Orts erreicht hat, und überhaupt mehr ein Schauspiel der Sitten als der Karaktere. Der Beifall welcher nach der indischen Geschichte, diesem Kunstwerk von den Zeitgenossen des Kalidas

lidas zu Theil geworden ist, gereicht ihnen sehr zur Ehre, und es muß uns einen hohen Begriff von ihrer Bildung geben, daß sie weniger durch Neuheit und auffallende Eigenschaften des Stoffs, als durch die feine poetische Gestalt gereitzt wurden, und also mehr auf das wie als das was sahen. Indem aber dieses Kunstwerk bloß einheimische Gegenstände seines Vaterlandes, Nazionalempfindungen und Nazionalideen schildert und darstellt, erhält es für uns einen desto größern Werth, diese Lokalumstände, den Genius der Zeit seiner Entstehung, kennen zu lernen und zu beurtheilen. Kein bis jetzt bekanntes Werk der alten indischen Literatur, kann uns eine so richtige und bestimmte Ansicht von der Nazionalindividualität der Indier verschaffen, wie dieses. Da der Dichter da wo er die darin gegründeten Sitten und Verhältnisse berührt, davon als von schon längst bekannten Dingen spricht, beweist dieses zugleich, daß sie seiner Nazion schon von lange her eigen waren, und indem wir einen Blick auf

den jetzigen Zustand desselben thun, und manches gerade noch so wie damals finden, sehen wir wie augenscheinlich es ist, daß dieses Volk, nachdem es eine gewisse Stufe seiner Bildung erreicht hatte, nicht weiter in derselben fortgegangen ist.

14.

Zuerst werfen wir einen Blick auf die Vorstellungen dieses Volks von der Gottheit und die Grundsätze ihres darauf Bezug habenden philosophischen Systems, so weit sie aus der Sakontala sichtbar werden. Wenn sich der Mensch in seinen Göttern mahlt und die Vorstellungen die er sich von ihnen macht, ein Maaßstab seines eigenen Werthes sind, dann müssen wir von den Indiern einen hohen Begriff erhalten. Ohne hier auf allgemeine Bemerkungen über den Ursprung der religiösen Ideen bei verschiedenen Völkern, Rücksicht zu nehmen, wollen wir die einzelnen hier und da zerstreuten Züge unsers Dichters, von

den

den verschiedenen übermenschlichen Wesen, die sein Volk und er mit ihm sich dachte, in einigen leichten Umrissen zusammenstellen; vorher aber einen Blick auf die darin nicht unmittelbar enthaltene letzte Idee der indischen Weltweisen von Gott, werfen. Nach derselben ist das höchste nur von den aufgeklärten Brahminen angebetete göttliche Wesen Brahm oder Brehm, die Selbstständigkeit, das große Eine. Die Ideen die sie sich von diesem höchsten einzigen Gott, dem ewigen unerschaffnen Geist machen, stellen ihn auf der einen Seite in eine eben so hohe Entfernung von den Menschen als sie ihn auf der andern Seite auf das innigste mit ihnen verbinden. Er ist, um mich der Ausdrücke ihrer heiligen Schriften zu bedienen, die höchste Substanz, welche der Sonne und dem Mond ihren Schein mittheilet. Er ist die Quelle der fünf Elemente, der Handlungen und Bewegungen die Leben und Zeit veranlassen. Er ist die allgemeine Quelle, er ist alles. Alle übrigen Götter sind aus und durch

ihn

ihn entstanden. Wahrheit, Weisheit und alle Tugenden liegen in ihm. Aus einem Ausfluß seiner eigenen Substanz schuf er die Seelen, welchen er anfänglich sehr feine Körper gab, hernach aber sie mit dichten vereinigte. Diese in groborganisirte Körper verschlossene Seelen wurden den Gesetzen der äussern und innern Sinne unterworfen, und durch täuschenden Schein gleichsam bezaubert. Die Handlungen dieser Seelen bemerkt er wie ein bloßer Zuschauer. Die Substanz der Seele aber und die Kenntnisse welche sie hat, sind nichts anders als Gott selbst: am Ende ihrer Laufbahn kehret sie in ihn zurück. Er ist der Anfang und das Ende aller Dinge. Die Welt ist nichts anders als seine Form. Alles was gewesen ist, was ist und was seyn wird, ist in ihm. Seine Weisheit, Macht und Entwürfe sind ein unermeßliches, grenzenloses Meer, Niemand kann darüber setzen oder seine Tiefe ergründen: nur allein seine Verehrer sind im Stande, die Täuschungen des Scheins zu überwin-

winden. Die Seelen sind einfach und nicht zusammengesetzt. Ihre Vereinigung mit dem Körper ist eine Art Schein, demjenigen ähnlich der beim Träumen statt findet. Kindheit, Jugend, Schönheit, Menschlichkeit, Genuß der Seeligkeit und Leiden der Verdammniß kommen der Seele nur zufällig, nicht eigentlich oder ihrem Wesen nach zu; nur durch eine Wirkung der Täuschung, die Gott über die Welt verbreitet, ist die Seele allen diesen Veränderungen unterworfen. Von diesem täuschenden Schein wird man durch andächtige Verehrung Gottes befreiet. Diese Andacht giebt der Seele eine vollständige Zufriedenheit, die Zufriedenheit hält sie an die Betrachtung, und die Betrachtnng vernichtet den Stolz, der sich durch die eitlen und nichtigen Ideen mein und ich der Dinge anmaßet. Die Seele kann nicht ohne unter einer göttlichen Form die Seligkeit erhalten, bis sie diesen Geist der Anmaßung in sich vernichtet hat. [80] — Was frei

von

80) Nach verschiedenen Stellen des Bagavadam.

von aller Lust und Begierde ist, das ist der Mächtige. Er ist in jedem Theil des Raums gegenwärtig. Brahm ist nur einer und keiner außer ihm. Seine Allwissenheit ist von eigener Eingebung, und sein Begriff umfaßt jeden andern. Die Allwissenheit ist unter allen vielumfassenden Eigenschaften die größte. Da sie von eigener Eingebung kommt, ist sie keinem Zufalle der Sterblichkeit, der Leidenschaften und des Bösen unterworfen. Für sie giebt es keine dreifache Zeit, keine dreifache Art des Seyns. Von der Welt getrennt, ist sie von allem unabhängig. [81]) Alles, was da ist, ruhet in ihm, wie die Luft im weiten grenzenlosen Aether, und kehret nach seinem vollendeten Zeitlauf wieder in die Quelle des Seyns zurück, um abermals aus ihr hervorzutreten. Er ist der Vater und die Mutter der Welt, die Veranlassung und

81) Nach einem alten Kommentar des Vischta-Mahamuni über den Ritsch Veda, angeführt von Halhed in der Vorrede zum Hindu-Gesetzbuch.

und der Erhalter der Erscheinungen, in ihm ist das Seyn und Verschwinden aller Dinge. Er ist der Geist der Schöpfung und aller Dinge, die Form des Alls, sein Anfang, Daseyn und Ende; in allen Geschlechtern der Natur jederzeit das Edelste. Millionen Formen, Geschlechter, Arten und Farben sind seine Gestalt. Alle Geister sind in ihm versammlet und alle Gestalten der Wesen. [82]) — Wie erhaben sind diese Ideen von dem höchsten Gott, dem Ewigen Einen! Immer wird er als das unendliche, ewige, von sich selbst kommende, unergründliche Urwesen vorgestellt, welches der Urheber aller Dinge war. Aber diese Idee von dem höchsten Gott war keines Bildes fähig. Daher hatte man keine Abbildungen von ihm, keine Tempel waren ihm insbesondere gewidmet, denn er wurde ja nach ihrer Meinung in aller Namen der Tausende seiner Hervorbringungen mit genannt, mit vorgestellt und zugleich

82) Nach dem Bhaguat-Geeta.

gleich mit verehrt und angebetet. Um diese metaphysischen und spekulativen Ideen anschaulich und faßlich zu machen, zergliederte man sie der sinnlichen Beobachtung und Erforschung von der dreifachen Aeusserung der Kraft des höchsten Wesens gemäß. Man nahm drei erst-erzeugte Götter an, Brahma, Wischnu und Schiwen, deren Karakter nach seinen Eigenschaften und Wirkungen zusammen genommen, den unendlichen Gott als erkennbar, im Zustand seiner Offenbarung und Wirksamkeit außer sich, vorstellen soll. Diese Offenbarung und Wirksamkeit zeigt sich in einer schaffenden, erhaltenden und zerstörenden Kraft, wie es das Weltall in allen seinen Theilen bis zum kleinsten Moos am nackten Felsen lehrt und bestätigt. Diese drei Kräfte verehrte man in jenen ersterschaffnen Göttern; im Brahma den Schöpfer, in Wischnu den durchdringenden Erhalter und in Schiwen den Zerstörer. Am wahrscheinlichsten ist es, daß die Idee des höch-

sten

sten Gottes, erst in der Folge, von jenen drei großen Kräften der Natur, nachdem man sie schon lange verehrt hatte, abgezogen worden ist, und daß man sie vorher in den drei göttlichen Gestalten besonders verehrte. Dieses wird jetzt noch durch die Verehrung, welche die verschiedenen Sekten des Wischnu und Schiwen jedem als ihrem einzigen höchsten Gott erzeigen, bewiesen. Die Verehrung des Brahma wurde bald verdrängt, da die schaffende Kraft in der Anschauung der Natur weniger sichtbar ist als Erhaltung und Zerstörung. Aber die Verehrer des Wischnu wie die des Schiwen verehren in ihnen den höchsten Gott und den Umfang der drei großen Kräfte der Natur, da sie bemerkten, daß die Fortpflanzung aller Wesen in der Natur durch eine Vereinigung aller drei Kräfte entsteht, welche indem sie einander in ihrer Wirksamkeit begegnen und sich einander aufzuheben scheinen, eben dadurch die Erhaltung und Verjüngung der Natur befördern. Die Erhaltung wird oft durch Zerstörung bewirkt und

aus der Zerstörung geht neues Leben hervor. Die Vollendung der Wesen führt sie zur Zerstörung, aber diese zerstörende Auflösung erhält die Schöpfung. Jede Sekte legt daher dem Gott den sie verehrt, die höchsten Eigenschaften der Natur bei und raubt sie den andern. Unser Dichter scheint frei von dieser dem großen Haufen verzeihlichen Partheilichkeit gewesen zu seyn, und jede der drei großen Kräfte unter der ihr beigelegten Gestalt zu verehren. Als Duschmanta von der Schönheit seiner geliebten Sakontala spricht, sagt er: „Wenn ich die Macht des Brahma und ihre Züge zugleich erwäge, so dünkt es mich, daß durch die Schöpfung eines so unerreichbaren Kleinods, alle seine übrigen Werke verdunkelt werden. Sie wurde gebildet und gleichsam abgedruckt in dem ewigen Gemüthe, das in seiner äußersten Anstrengung die Ideale vollkommener Gestalten hervorrief und die von ihnen entlehnten Schönheiten, zu einem Ganzen vereinigte.“ Er ist der Schöpfer des Körpers, denn zwei Freun-

dinnen

dinnen sagen einander, daß ihre Seelen nur eine wären, welcher Brahma zwei Körper gegeben habe. Sein ist die höchste Macht, der Alles weichen muß. Sein Wille kann unglücklich machen. Seine Enkel sind die Gottheiten Kasyapa und Aditi, welchen er der Selbstständige im Anbeginn das Daseyn gab. Schiwen, Siwa oder Issa wird nach dem Prolog als der Umfang der ewigen Naturkräfte gedacht, durch welche alles besteht, alles erhalten und durch Auflösung ersetzt und in einer neuen Gestalt wieder hergestellt wird. In ihm verehrte man am Hof des Vikramaditja, die höchste Gottheit, die Urkraft des Alls wie sie in den Elementen und in acht Gestalten, im Wasser, im Feuer, im Opfer, in der Sonne und in dem Mond, im Aether, in der Luft und in der Erde sichtbar wird und in Wirksamkeit erscheint. Man bildete ihn mit blauem Halse und röthlichen Locken, und Duschmanta bittet ihn den ewig Mächtigen und Selbstständigen: „Wende ab von mir den Schmerz einer

abermaligen Geburt in dieser vergänglichen Welt, dem Schauplatz der Verbrechen und Strafen." Des Wischnu wird nicht besonders gedacht.

Ausser diesen auf die Resultate einer ruhigen und aufmerksamen Beobachtung und Anschauung der ganzen Natur gegründeten Ideen, von dem Daseyn und den Eigenschaften eines höchsten Gottes, dessen Wirksamkeit im ganzen Weltall, durch Schöpfung, Erhaltung und Zerstörung sichtbar wird; belebte und idealisirte die Phantasie der Indier die Hervorbringungen und Erscheinungen dieser drei großen Kräfte, die Elemente, die leuchtenden Sonnen und Welten des Himmels, Thiere und Pflanzen zu göttlichen einer religiösen Verehrung würdigen Gegenständen. Sie schuf eine Geisterwelt die sie zwischen Götter und Menschen stellte, und ausgezeichnete Menschen deren wahre Geschichte verloren gegangen war, wurden von der späten Nachwelt als menschliche Wesen in welchen

chen die Gottheit zum Beßten der Menschen erschienen wäre, oder unter ihrem Namen die Gottheit in ihrer menschlichen Gestalt, verehrt. Allegorien und Mythen wurden die Schöpfer einer eigenen Götter- und Geisterwelt, welche aber eben so wie die Menschenwelt von der ewigen Gottheit geschaffen war. Die Wesen dieser niedern Götterwelt waren entweder durch Allegorien oder durch Mythen entstanden. Die Sakontala ist ganz voll davon, insbesondere aber sind die Götter und Herrscher der Geisterwelt, welche in ihr vorkommen beinahe durchgängig allegorische Wesen. Einige wohnen in den verschiedenen Regionen des Himmels, andere an heiligen Orten der Erde als Herrscher der guten Geister und Genien; noch andere dieser geistigen Wesen aber wohnten überall in der leblosen Natur, an Quellen, auf Bergen, in Wäldern und in einzelnen Bäumen und Pflanzen, sie zu beseelen. Man knüpfte an den hohen feststehenden Berg, die immer strömende Quelle und den schattengebenden Baum, welche fest

und bleibend die einzelnen Menschengeschlechter überlebten; die Idee von etwas Göttlichen. Die welche den Luftkreis und heilige Gegenden der Erde bewohnen sind die Gandharwas oder die guten Genieen, sonst auch Dewta genannt. 83) Zu ihnen gehören, die höchste Gottheit in ihren drei großen Modificationen nebst ihren Gemahlinnen, welche eigentlich die ihnen inwohnenden Kräfte bedeuten, ausgenommen, alle andern Gottheiten der Indier. Zum Theil wohnen sie über den Wolken in Swerga

ga

83) Nach dem Gesetzbuch des Menu scheint man unter den verschiedenen Gesellschaften der guten Geister und Genien welche den Himmel und die Erde bewohnen, die reinen Geister der Vorfahren und Urväter verstanden zu haben. III. 192—198. Die Gandharwas waren nur eine Klasse derselben, nemlich die Tonkünstler der Luft, alle aber Diener und Gesellschafter der Götter und die höchsten derjenigen Formen welche leidenschaftliche Seelen annehmen können. XII. 47. Die Seelen der Sterblichen können durch gute Eigenschaften dazu erhöhet werden. XII. 50.

ga dem überirdischen Paradiese oder dem Luftkreis, unter der Herrschaft des Indra oder Wasawa, dem Fürst der guten Geister, der von seinem Wohnort auch Dierespetir, Herr des Luftkreises genannt wird. [84]) Auch heißt er der Donnerer, der als Gott des Luftkreises in reichlichen Regenschauern Ueberfluß herabsendet auf die Völker; [85]) er ist der Gott des hundertfältigen Opfers und dreier Welten

84) Indra ist das Oberhaupt der Götter des zweiten Ranges, der Gott des sichtbaren Himmels und der Beherrscher der Wolken. Gesetzbuch des Menu XI. 120. Seine karakteristischen Beinamen sind der Luftige, Bewohner der Wolken, die Witterung mäßigend, Winter und Regenzeit verordnend. Fr. Paullin. Syst. Brahm. p. 181. Er beherrscht alle Genien der geringern Sterne und verbannt die strafbaren aus dem Himmel zur Belebung irdischer Körper. Kleukers Brahm. Religionssystem. S. 62.

85) So wie Indra in den vier Regenmonaten dichte Wassergüsse herabsendet, so regne der König, ein zweiter Wolkenbeherrscher, gerechte Freuden auf sein Reich. Gesetzbuch des Menu IX. 304.

Herrscher. Er ist einer der zwölf Adityas, Kinde des Kasyapa und der Aditi, welche als zwölf Sonnen über die zwölf Monate den Vorsitz führen und also die zwölf verschiedenen Standpunkte der Sonne in ihrem scheinbaren Lauf durch den Thierkreis allegorisch zu bezeichnen scheinen. Sein Attribut ist der Donnerkeil, Wadschra, und ihm ist wie allen Göttern nichts unbekannt. Unser Dichter setzt die Begebenheit welche den Stoff seines Kunstwerks ausmacht, in eine Zeit, wo noch ein unmittelbares Verhältniß zwischen den Göttern und Menschen statt fand. Ein Geschlecht der Danawas, der Dämonen oder bösen Geister, die Kinder des Kalanemi, welche schwer zu besiegen sind,[86]) greifen die himmlischen Wohnsitze

86) Ursprünglich bestand die ganze himmlische Geisterwelt, welche der Ewige aus seinem eigenen Wesen erzeugt hat, aus lauter guten Geistern, welche den allgemeinen Namen Deweta führten. Nach einiger Zeit empörte sich ein Theil derselben unter Moisasur gegen Brahma ihr allgemeines Ober-

sitze des Beherrschers der guten Genien an, und er nicht im Stande dieses Riesenvolk zu bezwingen, sendet Matali den Führer seines Wagens an seinen erprobten Freund den König Duschmanta und trägt ihm auf, sie mit seinem Bogen in dem vordern Gliede der Schlachtordnung anzugreifen. Duschmanta besteigt mit Matali den Wagen des Indra, welcher die Erde unmerklich leise berührt, und fährt mit ihm ab. Wie uns ihr Gespräch bei der Herabfahrt beweist, hat er den Auftrag des Donnergottes erfüllt und die himmlischen Wohnsitze

Oberhaupt. Der Ewige suchte sie vergebens zur Ordnung zurückzubringen, und nun mußte sie der rächende Schiwa aus dem Himmel in den Abgrund der Finsterniß stoßen. Nach neun und achtzig verschiedenen Wanderungen durch belebte Körper können sie in den Körper des Menschen kommen, und von dieser Hauptstufe der Prüfung durch Treue, Gehorsam und Reinigung zur Vollendung gelangen, oder durch ein strafwürdiges Leben wieder auf die unterste Stufe des Daseyns hinabsinken.

ſitze von ihren Feinden befreit. Duſchmanta hält dieſen wichtigen Dienſt für einen geringen Beweis ſeiner Andacht, dem Gott aber dünkte alle ſeine Güte zu gering gegen die Verbindlichkeit die er ihm ſchuldig iſt. Vor ſeiner Entlaſſung hat er ihn auf der Hälfte ſeines Thrones ſitzen laſſen und über alle Bewohner des Feuerhimmels erhöht, eine Ehre um welche ihn Indras Sohn Dſchayanta beneidete; er hat ihn von der wohlriechenden Eſſenz des himmliſchen Sandelholzes in den Buſen gegoſſen und einen Kranz von den Blumen des Paradieſes um den Hals gehangen. Aber Duſchmanta fühlt, daß nur der Schutz und Schirm des Gottes ihm den Sieg gegeben, wie auf Erden die Größe und Herrlichkeit der Herrſcher die Urſache iſt, daß ihren Dienern große Unternehmungen gelingen, und es würde ihm eben ſo wenig geglückt haben wie Arun dem Wagenführer der Sonne, die Schatten der Nacht zu zerſtreuen, wenn er es nicht durch die Kraft des Gottes mit tauſend Stralen thäte, der ihn

vor

vor den Wagen des Tages gesetzt hat. [87]) Die guten Genien voll Frohsinn über ihre Befreiung, sammeln von den Bäumen des Lebens Purpur und Azur, womit sonst die himmlischen Jungfrauen ihre schönen Flüße färben, um die Thaten des Duschmanta, würdig des göttlichen Gesanges, in Versen aufzuschreiben. Auf der Fahrt vom Himmel zur Erde, kam er durch die verschiedenen Bahnen der Winde. Eine derselben ist der Weg, der zum dreifachen Flusse führt,

87) Die Sonne wird als ein himmlischer Genius unter dem Namen Surya verehrt. Die Adityas oder zwölf Söhne des Kasyapa sind Namen des Sonnengottes die ihm in den zwölf Monaten beigelegt werden. Acht Monate lang zieht er durch heftige Strahlen das Wasser von der Erde hinauf und vier Monate lang sendet es Indra in Regengüssen wieder herab. Gesetzbuch des Menu IX. 304. 305. Er fährt in dem Wagen des Tags, mit sieben grünen Pferden bespannt, welche von dem Führer des Wagens, Arun oder der Dämmerung geleitet werden. Tausend Genien begleiten ihn und singen ihm Loblieder. As. Res. I. p. 262.

führt, der höchsten Zierde des Himmels, die Bahn welche die Gestirne in Kreisen wälzt, indem sie ihre Stralen verbreiten. Sie liegt in der Richtung des sanftwehenden Lüftchens, das die schwebenden Gestalten der Götter emporträgt. Weiter herab in der Wolkengegend rollte der Wagen über regenschwangre Wolken, denn aus dem Umkreis seiner Räder stoben die hellen Tropfen umher und die Rosse sprühten Blitze. Endlich berührt der Wagen die Erde, den reitzenden Wohnort des Menschengeschlechts. Matali hält die Pferde und sie sind auf Hemakuta, dem Gebirge der Gandharwas, das wie ein Abendgewölke erfrischende Ströme hinabgießt und zwischen den Meeren des Aufgangs und Niedergangs den goldenen Gürtel bildet. Hier wird die Andacht der Frommen mit glücklichem Erfolg gekrönt, und das Weltall enthält keine schönere Stätte als diese. Hier in einem Hain, benetzt von himmelentquollenen Strömen, wohnt der Vater der Unsterblichen, der Herrscher der Welt und der Menschen,

Ka-

Kasyapa, der Sohn Maritschis der vom Selbstständigen oder Brahma entsprang, mit Aditi seiner Gemahlin, in heiliger Abgeschiedenheit. Die Genealogie dieser Götter scheint sich auf Mythen der ältesten indischen Geschichte zu gründen, da der Pflegevater der Sakontala, der fromme Einsiedler Kanna unter die göttliche Nachkommenschaft des Kasyapa, als des ursprünglichen Ahnherrn der Brahmen, gerechnet wird. Als allegorische Personifikation bedeutet Maritschi, der Sohn des Schöpfers Brahma, das Licht, sein Sohn Kasyapa aber den unendlichen Raum, den gestaltlosen Himmel. Mit der Aditi, dem ursprünglichen Tag, oder seiner ihm inwohnenden gebährenden Kraft, zeugte er den König des Luftkreises Indra, vielleicht das sichtbare Firmament selbst und die übrigen Adityas. Duschmanta findet den stillen Wohnort des Kasyapa reitzender, als selbst den Aufenthaltsort der Götter. In diesem Hain erlangen fromme Einsiedler die höchste Stufe der wahren Frömmig-

migkeit. Als reine Geister nähren sie sich in dem Walde wo die Bäume des Lebens blühen, von balsamischer Luft; baden sich in gelben Bächen die der goldne Lotosstaub färbt, um im geheimnißreichen Bade ihre Tugend zu stärken; in Höhlen deren Kiesel trefliche Edelsteine sind, sinnen sie und gebieten ihren Begierden, wenn gleich Nymphen von unvergleichlicher Schönheit sie umgaukeln. Diese Nymphen und Genien welche durch die leichte Luft flattern können, sind die Diener des Kasyapa. Außer allen diesen Göttern und Genien des Himmels und der Erde, finden wir noch drei andere Gottheiten in der Sakontala erwähnt, Saraswati, Yama und Kama. Unter der Saraswati verehrt man die weibliche Hälfte des Brahma, als die Göttin der Wissenschaften und Künste, der Weisheit, der Geschichte, der Sprache und der Harmonie oder des Wohllauts. Unser Dichter läßt ihrer am Ende seines Kunstwerks gedenken. Yama oder Jama ist der Richter der Todten, der vornehmste Diener

des

des Siwa. Seine Wohnung ist in Jamapur, wohin die abgeschiedenen Seelen gleich nach dem Tode kommen um von ihm als ihren Richter ein Urtheil zu empfangen, das sie entweder bestimmt nach Swerga hinaufzufahren zu den reinen Geistern, oder in den Abgrund, um zur bestimmten Zeit ihre Wanderung durch Pflanzen und Thiere bis zum Menschen vom neuen anzutreten. Zuletzt noch einige Worte von Kama, Kamadeva oder Kamdeo, dem Gott der Liebe. Die Dichtungen der Indier von ihm sind die zartesten, welche die menschliche Phantasie jemals hervorgebracht hat. Insbesondere scheint unser Dichter bei der Darstellung seines Kunstwerks von der Erinnerung davon durchdrungen gewesen zu seyn, denn es ist wie vom Geiste der Liebe beseelt. Der Genius der Liebe war den Indiern einer der himmlischen Geister, Gandharwas, und seiner Abstammung nach ein Sohn des Himmels Kasyapa und der Maja, der Anziehungskraft oder der Täuschung. Seine Gattin ist Retty die Zu-

neigung, und sein unzertrennlicher Freund Bessent, der Frühling, der seine Pfeile immer mit neuen Blumen spitzt. Er ist ein sehr schöner Jüngling, reitet auf einem Papagei und führt einen Bogen von Zuckerrohr mit einer Sehne von fliegenden Bienen, und fünf mit erhitzenden Blumen zugespitzte Pfeile. Man giebt ihm nach seinen Eigenschaften die Beinamen der muthwillige, madana, der Seelen berauschende, mannmatha, der hinterlistig lauschende, mara, der glänzende, smara, der stolze, darpaga, der eigensinnige, pradjumna, der scharfsehende, der leichte und unkörperliche, ananga, der Herzen besiegende, manasidschia, der unter Blumen spielende, kusume'schu, der täuschende trugvolle Gott, Kiuda, auch der Gott der Begierde, Kama. Bald erscheint er in Gesellschaft seiner Mutter, in den ihm geweihten Gärten und Tempeln, bald im Mondenschein auf seinem Papagei reitend, von tanzenden Nymphen begleitet, deren eine sein Panier, einen

Fisch

Fisch im rothen Felde trägt. Sein Lieblingsort ist die Gegend um Agra, insbesondere die reitzenden Gefilde von Matra, wo gewöhnlich auch Krischna und seine neun Mädchen die Nächte unter Musik und Tanz zubrachten. Ursprünglich war er ein körperliches Wesen, als er es aber einst wagte, einen seiner Pfeile nach dem höchsten Gott Mahadeo, bei unserm Dichter Hara, ein Beiname des Siwa, abzudrücken, um auch ihn zu verwunden, verbrannte dieser den kühnen Genius in einer himmlischen unauslöschlichen Flamme zu Asche. Doch die andern Götter träufelten von ihrem Göttertrank auf die Asche und der Genius der Liebe gieng neubelebt hervor, aber als ein blos geistiges Wesen, denn alles körperliche an ihm war von der Flamme verzehrt worden. Seine größte Herrschaft erstreckt sich daher auf die Seelen, die geistige Natur der Menschen. Nur die Liebe selbst konnte zu diesen zarten Dichtungen begeistern, die Liebe wie sie feineren Seelen in einem Lande wie Indien erscheinen muß.

Auch in Kalidas wohnte dieser, in seiner Sakontala überall sichtbare Geist der Liebe. Dem Gott der Liebe sind Jungfrauen zu Dienerinnen geweiht. Sie freuen sich der Jahrszeit süßer Freuden, wo sie nur von Wein und Liebe singen, und sind beschäftigt die frischen, leichten und duftenden Knospen des grünenden Amrabaums zu rauben, um sie der Retti und dem Kama zum Opfer zu bringen. Denn die ersten halbgeöfneten Blüten dieses Baums sind heilig dem Gott mit dem Fisch in seinem Panier, diese süßen Blüten sind würdig Kamadewas sechsten Pfeil zu spitzen, der in der Zeit derselben seinen Bogen wieder ergreift, um die jungen Herzen bei Tausenden zu verwunden. Duschmanta findet die Zartheit und Schönheit der Hand seiner geliebten Sakontala, ähnlich dem Gott der Liebe selbst, als ihn das Feuer von Haras Zorn verzehrt hatte, und ein Regen des Göttertranks, herabgeträufelt von den Unsterblichen, ihn wieder belebte. Den Monolog des liebenden verzweifelnden Duschmanta

scheint

scheint die Liebe selbst eingehaucht zu haben. „O Gott der Liebe, wie können deine Pfeile so scharf seyn, da sie nur mit Blumen zugespitzt sind! Doch ich entdecke die Ursache ihrer Schärfe. Ihre Spitzen sind Flammen die Haras Zorn einst angezündet hat, und die noch jetzt wie das Barawafeuer unter den Fluthen brennen. Wie könntest du anders, der du selbst zu Asche verbranntest, noch jetzt die Herzen entzünden? Zwar scheint ihr, du und der Mond Vertrauen zu verdienen, aber ihr hintergeht uns arme Liebhaber aufs grausamste. Wer liebt wie ich, hat Unrecht dir blumigte Geschosse, und dem Monde kühlende Stralen zuzuschreiben. Dieser schüttet Feuer herab auf uns, mit seinen thaureichen Stralen, und du schärfst mit schneidenden Diamantenspitzen die Pfeile, welche nur mit Blüten befiedert scheinen.“ Und doch, ob er ihn gleich in der Seele verwundet, würde er ihm Entzücken gewähren, wenn er ihn mit Hülfe seiner Geliebten vernichten wollte. Noch jetzt wird Kama von den Indiern

 häufig

häufig verehrt, besonders von den Mädchen welche gute Männer zu haben wünschen, niemals aber in unanständigen Bildern vorgestellt, oder in zweideutigen Liedern besungen. [88]) Noch sind zwei Avataras oder Menschwerdungen der Götter, wahrscheinlich vergötterte Helden, oder um das Volk, welches sie verehrte, hochverdiente Männer, in der Sakontala erwähnt, der Löwenmann und Nareda. Jener war nach den Mythen der Indier die vierte Menschwerdung des Wischnu, in welcher er die himmlischen Wohnsitze des Indra von den Angriffen der Dämonen aus dem Geschlechte Danu befreite. Nared oder Nareda war ein Sohn Brahmas, ein berühmter Held und weiser Gesetzgeber, auch ein großer Tonkünstler, und als solcher Erfinder der Wina eines in seinem Ton der Laute zu vergleichenden Instruments, das schon vom bloßen Winde wie eine Aeolsharfe tönt, oder wie der Dichter sagt, dessen

88) Fr. Paullinus in Syst. Brahm. p. 158. sq.

dessen Töne, wenn es wohlgestimmt ist, gleichsam mit den Lauten der Götter zusammenklingen.

In keiner andern Religion, als der Indischen sind so zahlreiche und mannichfaltige Zeremonien gewöhnlich, ja der äußere Kultus hat für das Volk die reinen Lehren und Grundsätze des Religionssystems selbst, fast gänzlich verdrängt. Die Priesterkaste hat durch diesen äußern Kultus ihre Autorität und das Ansehen ihrer Religion seit Jahrtausenden erhalten, weil die verschiedenen ohne sie nicht zu vollbringenden Religionsgebräuche, ihnen einen so kräftigen Einfluß auf die weichen, biegsamen und guthmüthigen Indier verschaft haben, daß sie den Karakter, die Sitten, die Lebensart, ja die Gedanken und Worte des Volks nach Willkür beherrschen und lenken. Alles ist so tief in seine Nazionalindividualität verwebt, daß man nicht leicht ein seiner Religion, seinen Sitten und Gebräuchen so innig

ergebenes Volk finden wird. Weder Grausamkeit noch Versprechungen können es davon abbringen. Die einzelnen Gebräuche dieses Kultus bestehen in Besuchung der Tempel oder Pagoden, in Wallfahrten an heilige Orte, in mancherlei Opfern, in Geschenken an die Brahminen und die Armen, in der Feier heiliger Festtage, in Gebeten, Büßungen und Reinigungen. Außer dem Kussa [89]) oder heiligen Opfergras, dessen Spitzen bei heiligen Zeremonien abgeschnitten und umhergestreut werden, besonders um den Opferplatz, gedenkt unser Dichter des Opferfeuers, dessen Flammen an ihren bestimmten Platz auf dem geweihten Heerde flattern und das gesegnete Holz verzehren, indeß die frischen Halme des geheimnißreichen Kussa umhergestreut liegen. Diese Flammen waren Feuer der Weihe, welche die Sünden tilgen mittelst der aufsteigenden Dämpfe des reinen Opfers. Sakontala muß den Opfer=

89) Uniola bipennata Linnaei.

Opferheerd mit feierlichen Schritten umgehen, um ihre Reise zu Duschmanta mit guten Vorbedeutungen anzutreten. Dieses Opfer wird täglich zu bestimmten Zeiten und außerdem bei jedem wichtigen Vorhaben dem Feuer gebracht. Man nennt es Homa [90]) das Opfer von Ghih und Dewajagna, das göttliche Opfer. [91]) Das geweihte Holz wird auf

90) Nach dem Gesetzbuch des Menu heißt dieses Opfer Huta, die Spende ins Feuer, und der welcher sich mit diesen und andern Opfern beschäftigt, unterhält die ganze Thier- und Pflanzenwelt, weil seine gehörig in die Flammen gegossene Spende gesäuberter Butter im Rauche zur Sonne aufsteigt, und aus der Sonne wieder im Regen herabfällt; vermittelst des Regens aber wachsen die eßbaren Pflanzen empor, und von diesen nähren sich die Thiere. III. 74—76.

91) Der Gott des Feuers oder der Gott dem das Feuer heilig ist, ist Aghni. Das Feuer reinigt am besten. Keine wichtige Handlung des Lebens wird vorgenommen, ohne ihm geopfert zu haben. Der heiligste Eid, wird in Gegenwart des Feuers abgelegt.

einen viereckigen Heerd gelegt, mit einer Fackel angezündet und Butter ins Feuer gegossen, damit die Flamme stärker werde. Dann wird das eigentliche Opfer, gewöhnlich Reiß oder Blumen ins Feuer geworfen, und es gilt für ein glückliches Zeichen, wenn der diensthabende Brahmin ohngeachtet er vor der aufsteigenden Rauchwolke nicht sehen kann, das reine Ghih oder Opfer, genau in den Mittelpunkt der anbetungswürdigen Flamme wirft. Außerdem wird der Todtenfeier gedacht, welche die Indier nach den Grundsätzen ihrer Religion den Geistern ihrer Vorfahren schuldig sind. Dieses Todtenopfer besteht in der monatlichen Darbringung des Begräbnißkuchens und einer täglichen Libation von reinem Opferwasser. Jene heißt Sraddha, diese Tarpan. 92)

Die

92) Ein Hausvater opfre alle Tage eine Sraddha mit gekochtem Reiß und dergleichen mit Wasser oder mit Milch, mit Wurzeln und Früchten, denn so erlangt er die Gunst der Vorfahren. Gesetzbuch

Die Seelen der Verstorbenen werden dadurch vom Narak oder dem Abgrund erlöst, wenn es aber unterlassen wird kommen sie dahin zurück, und müssen die Seelenwanderung wieder anfangen bis sie der Seeligkeit fähig sind. Insbesondere glauben sie, daß die Sraddha die Seelen der Väter nur dann aus dem Abgrund erlösen und davon befreien könne, wenn sie von männlichen Nachkommen dargebracht wird. [93])

N 5 Daher

buch des Menu III. 82. Die Wiedergebornen müssen alle Monate am finstern Tage des Mondes, nach dem täglichen Sakramente der Pitris, (ein Opfer welches den Urvätern des Menschengeschlechts gebracht wird) und wenn ihr Feuer noch flammt, die feierliche Sraddha verrichten. 122. Eine vollständige Beschreibung aller dabei gewöhnlichen Zeremonien findet man daselbst III. 125. f. 266. f.

93) In dem Augenblicke, da dem Vater der älteste Sohn geboren wird, trägt der Vater weil er nun einen Sohn gezeugt hat, seine Schuld an seine Ahnen ab. Gesetzbuch des Menu IX. 106. Weil der Sohn seinen Vater aus der Hölle, genannt Put, befreiet, so wurde er deswegen von Brahma selbst Putra genannt. Das. 138. Wer kei-

Daher ist ihr höchster Wunsch im Leben die Geburt eines Sohnes. Deswegen verdoppelt Duschmanta seine Klagen über seine unwürdig verlassene Sakontala, wenn er bedenkt, daß sie ihm vielleicht einen Sohn gegeben hätte. „Ach! die abgeschiedenen Seelen meiner Vorfahren, die ihren Antheil an dem Begräbnißkuchen fordern, welchen kein Sohn für mich darbringen wird, besorgen schon, daß ihnen ihre Ehre geschmälert werde, wenn Duschmanta nicht mehr auf Erden ist. — Wer wird in unserer Familie die Leichenfeier verrichten, wie der Veda befiehlt? — Statt des reinen Opfertranks müssen meine Voraltern diese Thränenfluth trinken, das einzige Opfer, das der Kinderlose ihnen darbringen kann.“ Eine Jungfrau tröstet ihn, daß seine andern Gemahlinnen ihm noch Söhne, glorreich wie er selbst, geben könnten,

ten,

keinen eigenen oder angenommenen Sohn hatte, dessen Seele konnte nicht durch die Sraddha aus der Naraka erlöst werden, und er also nie nach Swerga kommen.

ten, und dann würden seine Vorfahren von den Vergehungen die sie hienieden begiengen, erlöset werden. — Außer dieser Verehrung der Götter durch Opfer, finden wir in der Sakontala noch einige andere darauf Bezug habende Gebräuche, nemlich Wallfahrten an heilige Orte und ein stilles abgezogenes Leben in der Einsamkeit. Kanna der Pflegvater der Sakontala ist nach Somatirtha gegangen, um durch sein Gebet ein Unglück abzuwehren, womit das Schicksal dieses unsträfliche Mädchen bedrohte. Ueberhaupt ist seine, seiner Schüler und der andern Einsiedler Lebensart an einem abgelegenen Ort im Walde an den Ufern des Malinistromes, eine fromme, tugendhafte den Göttern wohlgefällige Lebensweise, denn sie haben die irdischen Sorgen des Lebens schon überstanden und Frömmigkeit allein ist der einzige Reichthum und der Zweck ihres Lebens. Liebenswürdig ist das Bild welches unser Dichter von der Lebensweise solcher frommen Einsiedler entwirft,

und merkwürdig ist es, daß nach seiner Vorstellung in jenen frühen Zeiten, in welchen die Begebenheit die den Stoff seines Kunstwerks ausmacht, sich zutrug, die Brahminen eine solche einfache und abgeschiedene Lebensart führten, die mit jenen schon gedachten kunst- und prunklosen Opfern im Verhältniß steht. Der Glanz und die Pracht des indischen Gottesdienstes, wie sie in den Zeiten des Dichters und später gewöhnlich war, scheint damals noch unbekannt gewesen zu seyn. Nirgends wird ein Tempel erwähnt. Die Opfer wurden unter freiem Himmel auf kunstlosen Altären gebracht, und selbst die Opferstätte des Königs, in der Nähe seines glänzenden Pallastes, besteht in einem dem Feuer geheiligten Heerd, der mit einer geweihten Einfassung umgeben ist, in deren Umfang die heilige Kuh steht, die zum Opfer gemolken werden soll, nachdem sie vorher mit mystischem Wasser besprengt worden ist. Außerdem waren gewisse Gegenden besonders Haine dem Gottesdienst geweiht, und in

diesen besonders befanden sich die heiligen Wohnungen derjenigen Brahminen die als Einsiedler mit ihren Familien lebten. Dergleichen Wohnungen wurden an gewissen äusseren Wahrzeichen erkannt. Unter den benachbarten Bäumen bemerkte man geweihte Körner hingestreut, zur Nahrung für die Vögel. An andern Orten lagen glänzende Stücke von geglättetem Stein, womit man die öhlgebende Frucht der heiligen Ingudi- oder Sesampflanze zerstoßen hatte. Die Oberfläche des benachbarten Baches oder Flusses war rothgefärbt, von Streifen geweihter Rinde, die mit dem Strom hinabschwammen. Man sah den Glanz der frischen Blätter zuweilen verhüllt in den Rauch, der von dem Opfer des Feuers aufstieg. Auf dem die Wohnungen umgebenden Grasplatz lagen die Spitzen des Kussagrases, zu irgend einem freien Gebrauch abgeschnitten, umhergestreut. Auch sah man in der Nähe die jungen Rehe und Wildkälber ohne Furcht vor den benachbarten Menschen grasen; sie fürchteten

die

die Annäherung der Menschen nicht, sondern hatten Zutrauen zu ihnen und waren an ihre Stimme gewöhnt. Dieser Schutz ja eine thätige Pflege der Thiere und der Pflanzen, Gastfreundschaft und ein freundlicher Umgang mit allen Menschen und der ganzen Natur, waren außer den Uebungen der Gottesverehrung, die vorzüglichsten Pflichten und Beschäftigungen solcher heiligen Einsiedler. Sakontala pflegte und nährte mit ihren Gespielinnen die jungen Rehe und Antelopen, und diese Thiere sind so zahm daß sie sich an sie schmiegen und sie an dem Saum ihrer Kleider zupfen. Bei dem Abschied von ihnen bricht sie in Thränen aus. Mit noch größerer Sorgsamkeit pflegten und warteten sie die Pflanzen. Rund um die Pflanzen und niedlichen Stauden waren Kanäle gezogen, die man mit Wasser füllte, damit die zarten Wurzeln sich darin baden konnten. Besonders war dieses ein Geschäfte der Mädchen solcher einsam wohnenden Familien. An jedem Morgen giengen sie ihre Wasserkrüge, deren

Größe

Größe ihren Kräften angemessen war, in dem benachbarten Bach zu füllen, um die geliebten Pflanzen zu wässern, gegen welche sie eine schwesterliche Zuneigung fühlten. So lebten sie im zarten Umgang und in der engsten Verbindung mit der ganzen Natur. Mit jugendlichem Entzücken freuten sie sich der aufkeimenden Knospe, der blühenden Blumen, die das Vermählungsfest der Pflanzen feiern, und den dahin welkenden weinten sie eine Thräne. Das glückliche Gedeihen eines vorzüglich geliebten und gepflegten Blumenstocks war ihnen eine erfreuliche Vorbedeutung. Sie schmückten sich mit diesen blühenden Kindern des holden Frühlings und Sakontala trägt Armspangen von Blumen. Diese Liebe und Anhänglichkeit zu den Pflanzen und Bäumen wurde noch dadurch vermehrt, daß sie wähnten, in diesen sey die Wohnung der Nymphen des Waldes von denen sie geliebt würden. Daher senden nach unserm Dichter diese Nymphen des Waldes der reizenden Sakontala vor ihrer Abreise köstliche Kleider,

trefliche Salben und glänzenden Schmuck, und unsichtbar stimmen sie ein Lied an voll Wünsche für ihre scheidende Freundin. Diese neigt sich dankend gegen den Ort wo die Stimmen herkommen, und zuletzt umarmt sie ihre geliebteste Pflanze, eine blühende Madhawistaude, deren rothe Blumen den Hain in Glut setzen, und nimmt den zärtlichsten Abschied von ihr. Fremdlingen die sich den heiligen Wohnungen solcher Einsiedler nahten, erzeigten sie die heiligen Pflichten der Gastfreundschaft, indem sie ihnen Wasser ihre Füsse zu waschen, Blumen und Früchte brachten. — Auch einer andern Klasse von Einsiedlern, der Jogis oder Büßenden, die in stiller Abgeschiedenheit leben und sich aus Frömmigkeit eine körperliche Selbstpeinigung zur Pflicht machen, wird gedacht. Ihre bedauernswürdige Lebensart ist bekannt genug, da sich noch jetzt viele Indier aus falschverstandenen Begriffen ihr widmen, indem sie die in ihren heiligen Büchern empfohlene geistige Enthaltsamkeit durch körperliche Selbstpeinigung zu

erreichen glauben. Dagegen ist jene unschuldige Lebensart in abgelegenen Hainen unter Blumen und im freundlichen Umgang mit der ganzen Natur, wie sie Kanna mit seinen Schülern und Jungfrauen führte, nicht mehr gewöhnlich. Sie war ein liebenswürdiger Gebrauch der frühesten Zeiten des Menschengeschlechts, und auf einen so lebenden Einsiedler paßt jener Abschied:

Erde, du meine Mutter, und du mein Vater der Lufthauch,
Und du Feuer, mein Freund, du mein Verwandter, der Strom,
Und mein Bruder, der Himmel, ich sag' euch allen mit Ehrfurcht
Freundlichen Dank. Mit euch hab' ich hienieden gelebt,
Und geh jetzt zur anderen Welt, euch gerne verlassend;

Lebt wohl, Bruder und Freund, Vater und
Mutter, lebt wohl! [94])

Zuletzt verdienen hier noch die in der Sakontala vorkommenden Ideen über Vorherbestimmung unserer Schicksale und Ahnung derselben, über Vorhersagung der Zukunft aus der Natur, über geheime Zaubermittel, über das Verhältniß der Seele zum Körper und über die Seelenwanderung, einige Erwähnung. Tief in ihre Seele geprägt lag der Glaube an eine Ahnung unserer Schicksale. Jede unwillkürliche Bewegung im Körper, wie das Zucken des Armes, das Zittern des Auges, oder das Gelingen einer Unternehmung, wie die vor der Zeit durch treue Pflege zu Stande gebrachte Blüte einer Pflanze, wurde für eine Vorbedeutung einer bestimmten Begebenheit gehalten. Weise Brahminen beschäftigten sich mit der

94) Abschied eines Einsiedlers. In Herders Zerstr. Blättern IV. S. 342.

der Vorhersagung der Zukunft aus den Gestirnen, und noch jetzt frägt der Indier bei jedem wichtigen Vorhaben einen Sterndeuter um Rath. Man glaubte an Glück oder Unglück bringende Zaubermittel und erklärte unbegreifliche Begebenheiten für Zauberei. So bereitet Anusuya die Freundin der Sakontala ihr vor ihrer Abreise nach Hastinapura, der Residenz des Königs Duschmanta, einen glückbringenden Teig, aus geweihter Erde, einem Büschel Haare von der Stirne einer heiligen Kuh und frischem Kussagras, und bindet ihr diesen Zauber an. Das Verschwinden der Sakontala, als sie Duschmanta nicht erkannt hatte, nennt dieser Zauberei. In den Ideen über die menschliche Seele finden wir die noch jetzt angenommenen Grundlehren ihres philosophischen Systems darüber, wieder. Nach denselben sind alle Seelen der Menschen und Thiere, ja selbst der Pflanzen, ihrem Ursprunge nach gefallene Geister, die in diesem Prüfungsstand nach einer gewissen Stufenfol-

ge, durch Läuterung und Vervollkommnung ihren ersten Zustand, den eines reinen aus dem Wesen der Gottheit geschaffenen Geistes, wieder erlangen können. Der Körper ist das Gefängniß der Seele, und nur ein den Verhältnissen dieses zur Erlangung des vorigen Zustandes nothwendigen Aufenthaltsorts, angemessenes Leben, führt sie zur Vollendung ihres Daseyns. Nach den Vorstellungen unsres Dichters ist die innre Seele durch äußere Organe wirksam; eine den Menschen zuweilen unwillkürlich überraschende Trauer, wie über die Abwesenheit eines geliebten Gegenstandes, den man aber nicht kennt; eine solche, selbst glückliche und heitere Menschen zuweilen überraschende schwermüthige Stimmung, besonders wenn sie schöne Gestalten erblicken und harmonische Töne hören, entsteht vielleicht aus einer dunkeln Erinnerung verflossener Freuden, ist eine Spur unserer Verbindungen in einem vorigen Zustande unseres Daseyns! Es ist ihm zuverlässig und nothwendig, daß der Leib zur

be-

bestimmten Stunde von der Seele getrennt werden muß, und Duschmanta bittet die Gottheit, den Schmerz einer abermaligen Geburt in dieser vergänglichen Welt, dem Schauplatz der Verbrechen und Strafen, von ihm abzuwenden!

15.

Wir haben nun manche Ideen des philosophischen Systems der Indier, über Daseyn und Fortdauer, über das Wesen der Seele und ihr Verhältniß zum Körper, über Tod und Unsterblichkeit, über Vorherbestimmung und Ahnung unserer Schicksale; wir haben ihre Vorstellungen von übermenschlichen Wesen, von guten und bösen Geistern und von der höchsten Gottheit durch und in welcher Alles da ist, endlich auch die Art und Weise ihrer Gottesverehrung kennen lernen, in so ferne alles dieses in der Sakontala sichtbar ist. Jetzt wollen wir aus dem Reich der Spekulation und der Phantasie in das der Erscheinungen herab-

steigen, und zunächst einige der von unserm Dichter uns vorgestellten Menschen näher beobachten, um ein Bild ihres Karakters zu erhalten. Auf den poetischen Werth derselben haben wir keine besondere Rücksicht zu nehmen. Dieser besteht bei einem Drama darin, daß die Karaktere der handelnden Personen so genau und richtig gezeichnet und angedeutet sind, daß man gleichsam in das Innre der Menschen hineinblicken, die Thätigkeit der Seele beobachten, und immer die Uebereinstimmung der verschiedenen Aeusserungen des Karakters mit den verschiedenen Gattungen ihrer wirkenden Ursachen, entdecken kann. Diese haben ihren Grund theils in der lokalen und temporären Individualität des Volks, aus welchem die handelnden Personen genommen sind; theils in der Lebensart, dem Geschlecht und dem Alter; theils in der besondern Individualität der geistigen und physischen Signatur derselben. Die Karaktere der handelnden Personen unsres Dichters sind ganz den Sitten und der

Sin-

Sinnesart seiner Zeiten angemessen, und sie mußten es unter den äußern Verhältnissen seines Volkes seyn. Man sieht daß er sich Mühe gegeben hat, die Hauptpersonen seines Kunstwerks durch Bedeutenheit auszuzeichnen, da er diese aber nirgends als in den Verhältnissen seines Volks finden konnte, sind sie idealisirte indische Nazionalkaraktere geworden, und in dieser Hinsicht, als Abbildungen sittlicher Karaktere jenes Volks in jenen Zeiten, für uns von einem großen Werth. Wir wollen einige von diesen Seelenbildern indischer Menschen näher betrachten. Zuerst die Hauptperson des ganzen Werkes, die reitzende Sakontala. Ueberhaupt zeichnen sich alle weiblichen Karaktere desselben durch eine große Einfalt und Unschuld, durch ein liebliches Kolorit von Reinheit und Natürlichkeit aus, am meisten aber sie, durch ihre einfache kindliche Naivität, ihr anspruchloses, ungezwungenes und ungekünsteltes Betragen, ihr zartes schwärmerisches Gefühl und die feine natürliche Aeußerung der

ihrer Seele eigenthümlichen Empfindungen. Bei ihrer ersten Erscheinung finden wir sie in Gesellschaft ihrer beiden Freundinnen beschäftigt, die jungen Pflanzen und Blumen ihrer Einsiedelei zu pflegen, und ihre erste Rede ist eine Erklärung, daß sie die Neigung einer Schwester für diese Pflanzen fühle. Diese zarte der Weiblichkeit angemessene Anhänglichkeit an die Natur, an die Pflanzen, und wie man weiter hin bemerkt, an die Thiere ihres Wohnorts, giebt ihr einen gefälligen Liebreitz. Beim Abschied von demselben, dem Hain welcher der Zufluchtsort ihrer Jugend gewesen ist, spricht sie mit ihrer Lieblingspflanze, einer blühenden Madhawistaude, und sie umfassend sagt sie: „O stralendste der schlängelnden Pflanzen! empfange meine Umarmung! Erwiedere mir sie mit deinen biegsamen Zweigen! Von diesem Tage an, groß wie die Entfernung ist, die mich von dir trennt, bin ich immerdar dein!" Sie bittet ihren Pflegevater, diese Pflanze wie ihr anderes Ich anzusehen, ihr Nachricht von dem

Wohl=

Wohlseyn der Thiere zu geben. In den Augen eines jungen Rehkalbes, das sie nach dem Tod seiner Mutter, mit sorgsamer Wartung aufgezogen hatte, glaubt sie Thränen über ihren Abschied zu entdecken. Noch reizender wird das liebliche Mädchen, als die Gefühle der Liebe in ihrem Busen erwachen, ungezwungen und entzückend sind die Aeußerungen derselben. Sobald sie den Duschmanta erblickt, fühlt sie auch die ersten Regungen der aufgeweckten Leidenschaft. Leise ruft sie aus: „Beim Anblick dieses Jünglings empfinde ich eine Regung, die einem der Andacht geweihten Haine kaum angemessen ist.“ Offenherzig aber mit Seufzern und beschämt, gesteht sie ihren Gespielinnen ihre Liebe: „Von dem Augenblicke an, da ich den vortreflichen Fürsten erblickte, der eben jetzt unserm geheiligten Walde die Ruhe wieder gab, — von dem Augenblick an liebte ich ihn mit unwandelbarer Zärtlichkeit, und — das ists, was mich jetzt niederwirft.“ Um die Sehnsucht des liebekranken Mädchens zu lin-

dern, kömmt ihre Freundin Priyamwada, auf den feinen Einfall, einen Liebesbrief zu schreiben, diesen in eine Blume zu verstecken, und damit unter dem Vorwand eines ehrerbietigen Geschenks, in die Hände des Königs zu überliefern. Sakontala nimmt diesen Vorschlag an, und macht einen Vers den ihre Freundin mit dem Nagel auf ein Lotosblatt ritzt. „Dein Herz kenne ich freilich nicht; aber Grausamer! Das meinige wärmt die Liebe Tag und Nacht, und alle meine Seelenkräfte neigen sich zu Dir." Man höre ihren Abschied von dem geliebten Duschmanta, nachdem sie ihn allein in der Laube schlängelnder Pflanzen gesprochen hatte, und ihn nach einem heftigen Kampf zwischen ihrer Liebe und der Pflicht, nichts ohne Einwilligung und Vorwissen ihres Pflegevaters zu thun, verläßt: „Ob ich dir gleich die Erfüllung deiner Wünsche versagte, dich nur einen Augenblick mit mir sprechen ließ — dennoch o Purus Sohn! gänzlich vergiß Sakontala nicht! —" Beim Weggehen gesteht sie sich,

daß

daß seitdem sie seine Betheurungen gehört habe, sich ihre Füße zwar bewegen, aber sie komme nicht mehr weiter. Sie verbirgt sich hinter ein blühendes Gesträuch, um zu beobachten, wie seine Leidenschaft wirkt. Sie ist wie gefesselt an diese Stätte. Er findet auf dem von ihr verlassenen Ruheplatz eine ihrer Armspangen von Blumen, hebt sie auf und verbirgt sie in seinen Busen. Sie freut sich einen Vorwand zu haben, zurückzukehren, und geht langsam auf ihn zu. Sie bittet ihn die verlorene Armspange, wenn er sie vielleicht aufgehoben hätte, ihr zurückzugeben, damit er nicht sich und sie den Vorwürfen der Einsiedler Preis gebe. Sie setzt sich auf sein Verlangen zu ihm auf den glatten Felsen, und das tändelnde Kosen der beiden Liebenden endigt mit Küssen, welche durch die Stimme der sich nahenden Einsiedlerin Gautami unterbrochen werden. Sakontala bittet den König sich hinter den Bäumen zu verbergen und er weichet der Nothwendigkeit. Die ehrwürdige Matrone fordert sie auf in die

Hütte zu gehen, da die Nacht schon anfange ihre Schatten zu verbreiten. Langsam steht sie auf und sagt für sich: „O mein Herz! kaum hattest du angefangen Seligkeit zu kosten, so entfloh der schöne Augenblick!" und als sie schon einige Schritte vorwärts gegangen war, kehrt sie nochmals zurück und spricht: „O Laube schlängelnder Pflanzen, die meinen Kummer verscheuchte, dich' ruf ich an! Es glüht in mir die Hofnung, unter deinen Schatten wieder glücklich zu seyn." Und sie war es, denn wahrscheinlich hier vermählte sie sich mit Duschmanta nach der Weise der Gandharwas, der seligen Geister. So durchathmet der Geist der Liebe das zarte allen Eindrücken äußerer Veranlassungen offene Mädchen, ihr ganzes Wesen ist davon ergriffen, und ihr reizbares Herz zeigt eine eben so liebenswürdige Schwäche, wie ihr Körperbau gegen die klimatische Hitze. Kaum hatte sie den schönen Jüngling erblickt, so fühlte sie ihren Einfluß doppelt und eine fieberhafte Hitze zitterte durch ih-

ren

ren ganzen Körper. Die Gestalt dieses Körpers war wunderschön. Jugendliche Schöne wie der Glanz der Blüten lag auf allen ihren Zügen. Der dunkle Glanz der Gazellenaugen wurde von ihrem schwarzen Augenglanz noch weit übertroffen. Ihre Augenbraunen waren regelmäßig gewölbt. Ihre Lippen glühten wie ein zartes Blumenblatt. Ihre Arme waren wie die biegsamen Stengel einer Pflanze. Ein weites Kleid von geflochtenen Fasern lag auf ihren Schultern und verbarg einen Theil des Busens, wie ein Schleier von gelben Blättern eine stralende Blume umfaltet. Ihr Haar flatterte in gelösten Locken und war mit einem Band und einem Kranz von Lotosblättern durchzogen. Um jeden Arm trug sie ein Band von den zarten Fasern der Lotosstengel gemacht. Aber nicht allein durch ihre Liebe, sondern noch durch viele andere Eigenschaften wird Sakontala liebenswürdig und interessant. So durch ihren, einem schwärmerischen Mädchen angemessenen, Glauben an Vorbedeutungen. Das

Zittern

Zittern des rechten Auges ist ihr eine schlimme Ahnung. Ihre Aufwallungen von Unwillen bei den Neckereien ihrer Freundinnen sind eben so reitzend wie ihr sanftes Leiden und ihre Dahingebung beim Abschied von der geliebten Einsiedelei und allem was sie umschloß. Sie setzt sich noch einmal zu ihren Freundinnen und trocknet sich die Thränen, weil es an diesem Tag entschieden worden war, daß ihr das Vergnügen ihre süßen Freundinnen so um sich her zu sehen, nicht bald wiederkehren würde. Ob sie gleich der Gedanke entzückt, ihren Gemahl bald wieder zu sehen, so wollen sie doch alle Kräfte verlassen, da sie von dem Zufluchtsort ihrer Jugend scheiden soll. Ihre Freundinnen zieren sie mit den wilden Blumen des Waldes und beklagen daß ihnen ein reicherer Schmuck fehlt. Indem übersenden die Nymphen des Waldes einen vollständigen Anzug von kostbaren Kleidern. Die geschwätzige Anusuya freut sich daß sie zeichnen kann, weil ihr dieses Winke geben kann, ihr das Gewand schicklich

und

und nach der Kunst anzulegen. Nun empfängt sie die Segnungen ihres Pflegevaters, und umwandelt den Opferheerd des heiligen Feuers. Sie nimmt Abschied von ihren Pflanzen und Thieren. Mit tiefem Schmerz umarmt sie ihren Vater, fällt ihm dankend zu Füßen, umarmt ihre Gespielinnen und noch einmal ihren Vater, mit den ahnenden Worten: „ich Arme bin zum Leiden bestimmt.“ Mit klopfendem Herzen tritt sie vor den König, und als er die Botschaft ihrer Begleiter kalt und verächtlich empfängt, ruft sie schmerzlich aus: „O mein Herz! deine Besorgniß trift ein. Als er sich der Liebe zu ihr nicht erinnert, sagt sie zu ihm: „O mein Gemahl! — o Purus Sohn! ziemt es dir, der mich liebte im heiligen Hain mit ausschweifender Leidenschaft, daß du mich heute mit bitterm Spott verläugnest?“ Sie will ihn den Ring zeigen welchen er ihr damals gab, aber mit Schrecken bemerkt sie, daß sie ihn nicht mehr hat. Jetzt erzählt sie in liebenswürdiger Unbefangenheit

eine

eine kleine Geschichte aus den Tagen ihres Umgangs, um sein Andenken zurückzurufen, und als er es für eigennützige Erdichtungen hält, ruft sie beleidigt und aufgebracht aus: „O Ehrloser! Du missest alle Welt nach deinem verderbten Herzen.“ Sie nennt ihn einen niedrigen Betrüger im Gewand der Religion und Tugend. Ihre Begleiter verlassen sie, weil sie nach den Gesetzen sein Weib und die Herrschaft eines Ehegatten unumschränkt ist, er mag sie nun verlassen oder anerkennen. Ein Priester des Königs schlägt vor sie bis zur Niederkunft in seinem Hause aufzunehmen. Weinend geht sie mit ihm ab unter dem Ausruf der Verzweiflung: „O Erde, milde Göttin, gieb mir einen Platz in deinem Schooße!“ Als sie in der Folge erfährt, daß das Amulet ihres Sohnes seine göttliche Kraft bewährt habe und sein Vater gefunden sey, kömmt sie langsam herbei im unscheinbaren Trauergewand, ihre Haare in eine einfache Flechte verschlungen. Ihr abgehärmtes Gesicht trägt die Spuren von strenger

Bü-

Büßung. Zweifelhaft sieht sie Duschmanta an, ob er der Sohn ihres Herrn sey, dem Reue und Leid die Wangen bleichten, und als sie ihn endlich erkennt, unterbricht ein Thränenstrom den Ausruf: „Der König sey siegreich.“ Ihr Glück war auf lange unterbrochen gewesen, aber Freude folgt der Betrübniß, da sie sieht, daß ihr Gemahl sie noch liebt. Still und schüchtern nähert sie sich mit ihm den Göttern Kasyapa und Aditi. Nur zweimal wagt sie es zu sprechen, da die Freude ihre Schüchternheit besiegt hat, einmal als sie hört, daß der geliebte Duschmanta der sie jetzt anerkennt, sie unwissend und nicht aus Abneigung verläugnet hat, und dann wie die Göttin verlangt, sie solle Kanna Nachricht von diesen Ereignissen senden.

Duschmanta ist ein schöner Jüngling von edler, majestätischer, Zartheit und Kraft verrathender Gestalt, Anmuth und Würde vereinigt sich in seiner Rede. Um den Kopf trägt

An den Buchbinder. Das Blatt Seite 225 wird herausgeschnitten, und davor dieses eingeheftet.

er die königliche Binde zum Zeichen seiner Würde, um die Arme goldene Spangen und an der Hand jenen Zauberring, in welchen sein Name eingegraben ist. Obgleich der Hauptkarakter des Stücks, ist er doch nicht das Ideal eines Königs, und Helden, sondern ein idealisirter indischer König in seinen Tugenden und Fehlern, seinen Vorzügen und Unvollkommenheiten. Doch ist er ausgezeichnet genug um ihn auch ohne die äußern Zeichen seiner Würde für den zu erkennen, der er ist. Als Jüngling reitzbar und leidenschaftlich, im Besitz einer lebhaften und bilderreichen Phantasie, deren Vorstellungen ihn bei der Erinnerung an seine verlassene Sakontala, dem Wahnsinne nahe bringen; als König immer seiner Würde und Majestät sich bewußt, aber auch seiner Ansprüche und Pflichten, ist er standhaft und fest in seinen Entschlüssen, aber nicht eigensinnig und despotisch, ehrt und liebt er die Sitten und Gebräuche seines Volks, und erwirbt sich unsere Liebe und Hochachtung. Er kennt und beobachtet sich

selbst,

selbst, ist gerecht, muthig, bescheiden und fromm. Seine Gestalt und sein Anblick flößen allen die ihn sehen Achtung und Zuversicht ein. Priyamwada erkennt in seiner Gestalt und in seiner Rede einen zur höchsten Herrschaft bestimmten Karakter; der Feldherr ist erstaunt von seiner Größe, vor dem Mann der lauter Seele ist; den Brahminen flößt sein herrlicher Anblick Zuversicht ein, und sie wundern sich nicht, daß er allein die ganze Erde besitzt, des Oceans dunkle Grenze. Man nennt ihn den König der Menschen, aber obgleich an seinem Geheiß ihr Glück hängt, erweiset er doch allen gleiche Achtung, und kein Unterthan, sey er auch von der letzten Klasse, wird von ihm mit Verachtung aufgenommen. Auch als er sich in seinem Kummer in Trauerkleider gehüllt hat, erkennt man noch die edle Gestalt, und auch in dieser Hülle der Betrübniß flößt er Ehrfurcht ein, und sein hagres Gesicht und starres Auge blendet noch durch den Glanz seiner Tugenden. Schon in seiner ersten Erscheinung wird er uns liebens-

würdig. Auf der Jagd eben im Begriff den Pfeil von der Bogensehne nach einer Antelope abzudrücken, hört er die warnende Stimme des Einsiedlers und kaum erblickt er diesen, wie er seine Hände aufhebt und ihm zuruft, daß die Waffen der Könige und Helden zur Rettung der Bedrückten, aber nicht zum Verderben des Schuldlosen bestimmt wären, steckt er seinen Pfeil in den Köcher. Wir beobachten ihn ferner, so oft er als König erscheint. Zuerst als er seinem Feldherrn Bhadrasena Befehl ertheilt die Jagd zu endigen. Die Lobreden des Schmeichlers auf die Freuden der Jagd bewegen ihn nicht, er befiehlt die Bogenschützen aus dem heiligen Hain zurückzurufen und ihnen zu sagen, daß sie sich hüten sollten die frommen Einsiedler zu reizen, denn obgleich duldsame Tugend das ausgezeichnete Verdienst solcher heiligen Männer wäre, sei doch in ihrem Busen eine verzehrende Flamme verborgen. Als die Brahminen kommen, ihn im Namen der frommen Bewohner des Waldes um seinen

Schutz

Schutz zu bitten, gegen die feindseligen Dämonen, welche ihren heiligen Wohnort stören, befiehlt er sogleich seinen Wagen, Bogen und Köcher zu bringen, um ihre Bitte zu erfüllen. Die Botschaft von seiner Mutter empfängt er wie einen Befehl. Als die Gestalten blutgieriger Dämonen beim Abendopfer über den heiligen Heerd gleiten, sagt er im Gefühl seiner Kraft den klagenden Einsiedlern: „Fürchtet nichts, heilige Männer! Euer König wird euch beschützen.“ Endlich erblicken wir ihn auch in seinem Pallast. Wir hören von einem alten Kämmerer, der ihm die Ankunft der Schüler Kannas hinterbringen soll, daß er eben vom Richterstuhl aufstehe, und er ist zweifelhaft ob er ihn jetzt mit seiner Anmeldung stören dürfe. Doch die Stützen der Völker können nicht ruhen, ihre Mühe ist rastlos. Der König erscheint gedrückt von Geschäften, aber zufrieden ruft er aus: „Jedem Bittenden ist sein Recht wiederfahren, jeder gieng beglückt von hier; —

Könige aber, die ihre Pflicht gewissenhaft erfüllen, müssen dulden ohne Ende. Durchdringend ist der Schmerz des ängstlichen Strebens nach Herrschaft; und ist sie nun fest gegründet, dann quält den Monarchen die immerwährende Sorge für die Erhaltung des Volks; wie ein großer Sonnenschirm, den man selbst in der Hand trägt, zugleich ermüdet, indem er Schatten giebt." Kaum hat er ein wenig ausgeruht im Genuß der Dichtkunst und einem traulichen Gespräch mit seinem Freunde Madhawya, naht sich ihm ein Kämmerer und meldet die Gesandten Kannas. Er verspricht sie sogleich an einer Stätte wo er sie schicklich empfangen kann, zu erwarten, nemlich beim Heerd des geheiligten Feuers. Seine Leibwächter heben ihn auf ihren Schultern auf die Opferstätte und er hört, wie er sich ausdrückt, ehrerbietig die Befehle des heiligen Kanna. Als er sich seiner Verbindung mit der Sakontala nicht erinnern kann, werden die Gesandten heftig und beleidigend, er aber begegnet ihnen beständig

dig voll Achtung und ruhig. „Ich höre einen viel zu strengen Vorwurf" antwortet er dem der zornig sagt: „Wankelmüthig sind die Mächtigen, die sich berauschen lassen von ihrer Macht!" Als sie endlich Sakontala zurücklassen, frägt er einen Priester, welchen er seinen geistlichen Rathgeber und ehrwürdigen Führer nennt, was nun zu thun sey, und verlangt seine Meinung von ihm als Befehl. Dieser nimmt die Sakontala mit sich, er aber läßt sich von einem seiner Wächter nach dem Ruheplatz führen, weil er sehr ermüdet sei. Nachdem er bei der Erblickung seines verlorenen Ringes das Gedächtniß und die Erinnerung an Sakontala wieder erhalten hat, und in Trauerkleider gehüllt im Garten mit seinem Freunde herumwandelt, endlich aber in einer Laube sich mit dem Anschauen ihres Bildes beschäftigt, wird er auch hier an sein königliches Richteramt erinnert. Wie zu jeder Zeit also auch jetzt ist er bereit seine Pflicht zu erfüllen, und sogleich fällt er ein Urtheil in einem ihm vorgelegten Rechtshandel,

welcher ihn zugleich veranlaßt, ausrufen zu lassen, daß welchen Verwandten auch einer von seinen Unterthanen verlöre, wolle er mit liebreichen Herzen die Stelle desselben vertreten. Kaum ist dieses geschehen so fängt er seine traurigen Klagen wieder an, und es ist wahrhaft bewundernswürdig, daß der leidenschaftliche Jüngling niemals seine Pflicht über seine Liebe vergißt. Abermals bis zur Ohnmacht in seinen Schmerz verloren, hört er kaum seinen Freund nach Hülfe rufen, frägt er sogleich in seiner ganzen Kraft ob es etwas zu besorgen oder zu retten gebe, und als man ihn benachrichtigt, daß ein böser Dämon seinen Freund entführt habe, springt er hastig auf und macht sich Vorwürfe, die den edlen mit dem Umfang und der Last seiner Pflichten vertrauten König verrathen: „Wie? in mein innerstes Zimmer sogar dringen übernatürliche Wesen? — Mühe ist das Loos der Königswürde. Ein König kennt die Uebel nicht einmal, die seine Nachlässigkeit täglich und stündlich veranlaßt; wie sollte er

wissen,

wissen, auf welchem Pfade sein Volk wandelt? Wie sollte er die Sitten des Volks bessern, indeß die seinigen ungebessert bleiben?" Er ruft nach seinen Waffen, nimmt den Bogen und einen Pfeil, und eben im Begriff ihn abzudrücken, erscheint Matali der Führer von Indras Wagen, der den Freund des Königs gepeinigt hatte, um diesen aus seinem Schmerz zu reißen. Er fordert ihn auf die Dämonen anzugreifen, und sogleich fährt Duschmanta mit ihm ab, bereit die Befehle des Gottes zu befolgen, nachdem er zuvor seinem ersten Minister hat sagen lassen: „Deine Weisheit sichere mein Volk vor Gefahr, während daß dieser gespannte Bogen eine andere Beschäftigung hat." So erwirbt sich Duschmanta als König unsere Achtung und Verehrung, wie er als liebender Jüngling unsere Theilnahme und Zuneigung erregt. Indem er die Sakontala erblickt, ist auch seine Seele sogleich von dem schönen Geschöpf entzückt. Er verbirgt sich hinter einen Baum, um ihre Reize, während der vertraulichen Unter-

haltung mit ihren Freundinnen, anzuschauen. Bald gesteht er sich, daß er sie liebt, und schon quälen ihn Zweifel, ob sie wohl eines Brahminen Tochter sey, die er nicht heirathen dürfe. Sakontala bittet ihre Freundinnen um Rettung von einer unverschämten Biene die sie verfolgt, und er benutzt diese Gelegenheit und tritt schnell hervor, mit dem stolzen Ausruf: „Ha! wo Purus Enkel die Welt beherrschen und durch die treue Pflege weiser Gesetze selbst den Wüstling zügeln, dort wäre noch ein Mensch verwegen genug, die lieblichen Töchter frommer Einsiedler zu ängstigen?" Er läßt sich in ein Gespräch mit den Gespielinnen der Sakontala ein, und nachdem er ihre Neugierde wegen seiner Person durch eine Unwahrheit befriedigt hat, um ihnen unerkannt zu bleiben, fragt er sie, ob die ihm so liebenswürdige Jungfrau eine Tochter von Kanna sey? Mit Vergnügen hört er daß sie es nicht ist, und nun forscht er weiter nach ihren Schicksalen, und es verschwinden alle Zweifel die ihn vorher beunruhigt hatten.

ten. Seine Neigung wird von Priyamwada schon bemerkt, und bald noch sichtbarer, als sie durch das Rufen der Einsiedler, daß ein Elephant durch den Hain komme, unterbrochen werden. Die Mädchen gehen weg, und er überläßt sich der süßen Beschäftigung sie in Gedanken anzuschauen. Sein Körper bewegt sich zwar vorwärts, aber sein unruhiges Herz eilt zurück zu ihr; wie ein leichtes Schilfblatt, das an einem Stabe gegen den Wind getragen, immerfort in entgegengesetzter Richtung flattert. Als er wieder erscheint, flößt er sich in einem Selbstgespräch Zuversicht ein, und lächelnd unterbricht er sich mit den Worten: „So pflegen Liebende sich selbst mit angenehmen Vorstellungen zu täuschen, wenn sie mit allen Kräften der Seele am geliebten Gegenstande hangen!“ Doch die Hofnung sagt ihm wieder, Zärtlichkeit gegen ihn habe im Auge des Mädchens geglänzt. Er gesteht seinem Freunde seine Neigung und sagt ihm, Duschmanta's Herz hänge nicht an einem Gegenstande, den er zu besitzen

verzweifeln müsse. Er erschöpft sich in Lobsprüchen auf sie, und auf die Frage des Freundes, wie sie gegen ihn gesinnt sey? antwortet er, daß ihre Liebe von der Art sey, welche sich nicht plötzlich mittheilt, und bis jetzt könne er nicht sagen, weder daß sie sich in ihrem Benehmen gegen ihn, ganz zu erkennen gegeben, noch daß sie sich ganz verborgen habe. Vergebens bemüht sich Madhariya ihn von seiner Leidenschaft frei zu machen, und der König benutzt die erste Gelegenheit ihn durch Aufträge an seine Mutter zu entfernen. Nachdem er die Ruhe in der Einsiedelei hergestellt hat, erscheint er wieder als ein verzweifelnder Liebender, und das Selbstgespräch welches jene oben erwähnten Anrufungen an Kama enthält, athmet die zartesten Empfindungen einer schwärmerischen Liebe. Er bemerkt seine Geliebte mit ihren Freundinnen und versteckt sich hinter die Bäume. Sie ist kränklich und er verliert sich in Zweifeln über die Ursache ihres Uebelbefindens, und sagt: „So stehts um die

Her=

Herzen der Jugend! Die Liebe und die Sonne können uns beide mit gleicher Glut durchdringen; aber die sengende Sommerhitze führt nicht zum schönen Genusse, wie die Glut des jugendlichen Verlangens.“ Freudig hört er hier das Geständniß welches sie ihren Freundinnen ablegt, daß sie ihn von dem ersten Augenblick an mit unwandelbarer Zärtlichkeit geliebt habe. Was er sehnlich zu wissen begehrte, haben ihre eigenen Lippen bekannt. Liebe verursachte seine Leiden, Liebe hat ihn geheilt; wie der Sommertag, wenn die Wolken ihn schwärzen, die ganze Thierschöpfung von der Hitze rettet, die er selbst verursacht hatte. Noch größer wird sein Glück, als sie ihre Freundinnen bittet, ein Mittel aufzusuchen, wie sie Gnade in des Königs Augen finden könne. Endlich aber als sie einer derselben einen Liebesbrief in Versen sagt, ihn auf ein Lotosblatt zu schreiben, kann er nicht länger schweigen. Schnell tritt er vor und ruft dem geliebten Mädchen entgegen: „Dich, schlankes Mädchen, wärmt Amor

nur;

nur; mich brennt er aber wie der Stern des Tages nur den Duft der Lotosblume unterdrückt, aber der leuchtenden Mond gänzlich auslöscht." Er verlangt von Sakontala, da sie aufstehen will, es nicht zu thun, denn die zarten Glieder, die auf dem Blumenbett ruhten, die Arme, deren Lotosspangen ein leichter Druck verrücken könne, die ganze liebliche Gestalt, die der heiße Mittag zu beängstigen scheine, dürften nicht durch den Zwang der Sitten noch mehr ermatten. Er setzt sich zu ihnen spricht mit ihr und ihren Gespielinnen und verspricht der besorgten Freundin, welche fürchtet, daß er die einsame Sakontala bei seinen vielen Gemahlinnen vergessen würde: „Es mögen noch so viele Weiber in meinem Pallast seyn, ich habe nur zwei Gegenstände, denen ich mich ganz widmen kann; die seeumgürtete Erde, die ich beherrsche, und eure süße Freundin, die ich liebe" Bald lassen ihn die Mädchen mit ihr allein, und er giebt sich alle Mühe, die schüchterne Sakontala welche ihn verlassen

lassen will, zurückzuhalten. Sanft zieht er die Abgehende zurück, indem er ihr vorstellt, daß die übermäßige Hitze des Mittags ihren zarten ermatteten Gliedern schädlich seyn würde. Doch macht ihn die Besorgniß sie zu beleidigen, schüchtern, sie dringender um ihre Gegenwart zu bitten; da sie aber wirklich geht, wagt er es ihr schnell zu folgen und durch Ergreifung des Saumes ihres Mantels nach Indischer Sitte seine brennende Leidenschaft zu erklären. Sie verweigert ihm Erhörung und ohnerachtet seiner wiederholten Bitten geht sie ungern ab. Er versichert sie noch, daß wenn sie auch an der Welt Ende hinweggerückt wäre, würde sie dennoch in seinem Herzen wurzeln, wie der Schatten noch bei der Blume bleibt, nachdem der Tag verschwunden ist. Sie hat sich hinter dem Gesträuch verborgen und er überläßt sich seinen Klagen, die in sanfte Schwärmereien übergehen, als er die ihr entfallene Armbinde findet. Sie benutzt diesen Verlust zurückzukehren, und als

die Fürstin seiner Seele seine Augen wieder beglückt, dankt er dem Himmel der ihm nach so viel Leiden noch Freude bestimmte. Mit vieler Feinheit und Zartheit weiß er sie durch eine liebliche Naivität zurückzuhalten und schon durfte er sie einigemal küssen als sie durch die Ankunft der Einsiedlerin Gautami getrennt werden. Willig verbirgt er sich hinter den Bäumen und nachdem sie sich mit der Matrone entfernt hat, kehrt er zur Laube zurück um sich aufs neue seinen Klagen zu überlassen. Den liebenden Duschmanta sehen wir nicht eher wieder, als nachdem er durch den Anblick des verlorenen Zauberringes an seine verstoßene Sakontala erinnert worden ist. Von dem Augenblick an äußert er die höchste Betrübniß und Reue und verabscheut jede Freude des Lebens. In Trauerkleider gehüllt, wandelt er in kühlen waldumschatteten Gängen, in einem blühenden Garten, wo sichs herrlich ruhen läßt auf reizenden Lagern, ohne es zu bemerken. Er ist entschlossen sich auf

lange Zeit von der Stadt zu entfernen, und mit Thränen beklagt er gegen Madhawya den Verlust der Allgeliebten, die er ohne Ursache verstieß. Er erliegt dem Kummer, da des Frühlings Wiederkehr aller Herzen mit Freude erfüllt. Die bloße Vorstellung ihres Schmerzes als er sie von sich stieß, brennt ihn wie ein vergifteter Wurfpfeil. Er weiß nicht ob es die Schwäche seines Gedächtnisses, Schlaf oder Täuschung, oder ein Fehler der Beurtheilung, oder der bestimmte Lohn seiner bösen Handlungen gewesen sey; aber was es auch gewesen seyn möchte, bis Sakontala in seine Arme wiederkehrte, würde er sich in einen Abgrund des Jammers versenkt fühlen. Er beklagt das Schicksal des Ringes, der von einer Stelle gefallen ist, wohin er sich sobald nicht wieder hinaufschwingen wird, und erzehlt seinen Freund wie dieser Ring an Sakontalas Finger gekommen sey, und wie sie ihn verloren hat. Bald erscheint eine Jungfrau mit dem von ihm bestellten Gemälde der Sakontala, und wir ler-

nen hier die Vorstellungen der Indier von der Malerei kennen, deren wir weiter unten erwähnen wollen. Er ist im Anschauen des Bildes verloren, und seufzend ruft er aus: „Ach! jüngst stieß ich sie von mir, da sie zu mir kam; jetzt huldigt mein Herz ihrem Bildniß; dem Reisenden gleich, der sorglos bei einem klaren, vollströmenden Bach vorübergeht und bald in der Sandwüste mit brennendem Durst nach einem trüglichen Schein von Wasser verlangt." Die Entscheidung eines Rechtsfalls welcher ihm vorgelegt wird, macht ihn noch trauriger, bei dem Gedanken, welch ein Unglück es seyn müsse, kinderlos zu sterben. Er bleibt in Gedanken vertieft und sagt: „Wenn ein berühmter Mann ohne Erben stirbt, so erhält ein Fremder seine Habe. Das wird das Schicksal aller Schätze seyn, die Purus Söhne häuften. Weh mir! alle meine einst genossene Glückseligkeit ist dahin!" Vom Schmerz übermannt sinkt er endlich in Ohnmacht und nur die Klagestimme seines Freundes und die Botschaft von Indra rufen

sen seine Kräfte wieder hervor. — Nach seiner Zurückkunft aus dem Himmel finden wir ihn wieder auf Hemakuta, dem heiligen Wohnort des Gottes Kasyapa und der guten Genien, unter welchen auch Sakontala mit ihrem Sohn im Verborgenen wohnet. Ein Zucken des rechten Arms schmeichelt ihm mit einer eitlen Vorbedeutung. Er erblickt einen Knaben einen jungen Löwen fortschleppen, und beim ersten Anblick neigt sich sein Herz zu ihm als wäre es sein eigener Sohn; aber aufs neue beugt der Gedanke, daß er keinen hat, sein Herz. Er sieht in dem unbändigen Kind den Keim des Heldenmuths, und auf die Bitte der einen Wärterin, die ihn bemerkt, versucht er es den kleinen Löwen aus den Händen des Kindes zu befreien. Freundlich aber ernst redet er ihn an, und sogleich läßt er den Löwen los. Er erkundigt sich nach der Herkunft des Knaben, und kaum ist er auf die Vermuthung gerathen, daß er der Sohn seiner Sakontala seyn könnte, wird sie zur Ueberzeugung erhoben, durch

die Versicherung der Wärterinnen, daß das Amulet des Kindes welches er aufgehoben hatte, nur von dem Vater oder der Mutter desselben ohne Schaden berührt werden könne. Frohlockend, daß sein heißer Wunsch ihm gewährt ist, umarmt er das Kind und bald erscheint die davon unterrichtete Sakontala in Trauerkleidern, um zu sehen ob es wirklich Duschmanta ist. Zweifelhaft sieht sie ihn an, der in die Worte ausbricht: „O Geliebteste, ich habe dich grausam behandelt; allein die zärtlichste Liebe hat meine Grausamkeit verdrängt; ich flehe dich an um Erinnerung und Verzeihung.“ Er freut sich, daß des Himmels Güte sie wieder vor ihm stehen läßt, dem des Zaubers Dunkelheiten das Gedächtniß verdunkelten. Als Thränen den Wunsch der Theuren, daß der König siegreich seyn möge, ersticken, sagt er ihr, der Sieg sey dennoch sein, weil er sie wiedersehe, wenn gleich mit blassen Lippen und ungeschmückt. Er bittet sie knieend, das Andenken seiner hartherzigen That aus ihrem

Ge-

müth zu verbannen, denn ein schrecklicher Wahnsinn habe sich seiner Seele bemächtigt gehabt. Dann, wenn finstre Täuschung die Oberhand hat, handle man mit der beßten Absicht so wie er, wie ein Blinder, wenn ein Freund sein Haupt mit einem Blumenkranz schmückt, ihn für eine Schlange hält und thörig von sich wirft. Er verspricht wenn der Pfeil des Jammers ganz aus seiner Brust gezogen sey, ihr alles zu erzehlen; jetzt sey der Seelenschmerz nur zum Theil besänftigt, und erst wolle er die Thräne, die von ihren zarten Wimpern falle, wegwischen, und mit ihr das Andenken an alle die Thränen die sie über seinen Wahnsinn vergossen habe. Er geht mit ihr, sie und ihren Sohn, dem Vater der Unsterblichen Kasyapa vorzustellen, und bittet die Schüchterne ihn zu begleiten.

Kanna der Pflegevater der Sakontala, jener heilige Brahmine der in stiller Abgeschiedenheit von der Welt in einer Einsiedelei am

Fuß der Schneegebirge des Nordens wohnt, im vertrauten Umgang mit den Göttern, ist ein heiliger, frommer, gutmüthiger Greis, dessen Weisheit und Lebensphilosophie auf eine stille und aufmerksame Beobachtung aller Verhältnisse des Menschen, der ganzen Natur die um ihn lebt, gegründet ist. Er ist das Bild eines ruhigen Weisen, der nachdem er die irdischen Sorgen des Lebens überstanden hat, die Beobachtungen und Erfahrungen welche er während desselben machte, auf einige letzte Resultate zurückgebracht hat, und dieselben durch Achtung und Verehrung der Gottheit und eine thätige Menschenliebe in Ausübung bringt. Seine natürliche Liebe und Zärtlichkeit zu der geliebten Sakontala macht ihn liebenswürdig, indem aber das Leidenschaftliche derselben durch den stillen ruhigen Ernst des festen durch lange Erfahrung geprüften Mannes, gemildert und beherrscht wird, erwirbt er sich unsere Hochachtung und Verehrung. Nur einmal in Beziehung auf eine einzige Situation erscheint er

han-

handelnd in dem Kunstwerk des Dichters, aber so, daß wir den vollendeten Karakter eines Greises, der in und durch sich selbst den Frieden fand, erkennen. Bei seiner ersten Erscheinung beschäftigt ihn die Vorstellung von Sakontalas Abschied, welcher nach seinem Willen an diesem Tag erfolgen soll. Noch einmal verwundet ein innerer Schmerz seine Seele. Ein Thränenstrom den die Vernunft unterdrücken will, um in sich selbst zurückzukehren, hemmt seine Stimme und trübt seinen Blick. Es ist ihm seltsam, daß ein Waldbewohner fern von den Wohnsitzen der Menschen dieses Uebermaas von Betrübniß empfinden kann, und er denkt sich die Leiden eines Hausvaters, wenn er seine Tochter von sich läßt. Indem er sinnend umhergeht naht Sakontala, sich gegen ihn neigend. Er wünscht ihr die Liebe ihres Gemahls und daß sie einen Beherrscher der Welt gebären möge, und umwandelt hierauf mit ihr das Opferfeuer, dessen aufsteigende Dämpfe die Sünden tilgen. Als sie nun wei-

ter gehen, ruft er schwärmerisch aus: „Hört, ihr Bäume dieses heiligen Hains! ihr Bäume in denen die Waldgöttinnen wohnen, hört und verkündets, daß Sakontala zum Pallast ihres Ehgemahls geht; sie, die auch dürstend nicht trank, bis ihr gewässert waret; sie die aus Liebe zu euch, nicht eines eurer frischen Blättchen brach, so gern sie ihr Haar damit geschmückt hätte; sie, deren größte Freude die Jahrszeit war, wenn ihr mit Blüten prangt!" Er tröstet das scheidende Mädchen und sagt zu der weinenden Freundin, Thränen sind eitel, und sie deren Muth Sakontala stärken solle, dürfe sie nicht durch Thränen erweichen. Er unterrichtet einen seiner Schüler, welcher die geliebte Pflegetochter begleiten und den König überliefern soll, was er diesem zu sagen habe, nemlich er möge erwägen, daß die Einsiedler zwar tugendhaft, aber auch blos in ihrer Andacht reich wären; er möge seine eigene hohe Geburt erwägen, und dem Mädchen seine Liebe erhalten, die ohne Zuthun ihrer Verwandten

in

in seiner Brust entstanden wäre. Er möge sie mit derselben Huld wie seine anderen Weiber anblicken, denn mehr könnten sie nicht fordern, da eine besondere Neigung vom Willen des Himmels abhienge. Jetzt wendet er sich zu Sakontala, um ihr seiner Lieblingin eine sanfte Ermahnung zu geben, welche wie er sich ausdrückt auf die Kenntniß demüthiger Waldbewohner von der Welt, die sie verlassen haben, gegründet ist. „Wenn du in der Wohnung deines Gemahls eingerichtet bist, erweise ihm und denen die er achtet, die schuldige Ehrerbietung. Ob er gleich andere Weiber hat, sey du ihnen vielmehr eine zärtliche Dienerin als eine Nebenbuhlerin. Sollte er dir mißfallen, so lasse deine Empfindlichkeit dich nicht zum Ungehorsam reitzen. Gegen deine Hausgenossen sey unpartheiisch und übe strenge Gerechtigkeit. Suche deine eigene Befriedigung nicht mit heftiger Begierde. Ein solches Betragen erwirbt jungen Weibern Achtung; verkehrte Weiber aber sind die Pest des Haushalts."

Nun soll sie ihn und ihre zärtlichen Gespielinnen zum Abschied umarmen, er aber fordert sie auf nicht ängstlich zu sorgen, denn wenn sie die Hausfrau und Gemahlinn eines Königs wäre, würde sie zuweilen in Verlegenheit kommen, über die verwickelten Angelegenheiten, die aus dem Uebermaas des Reichthums entspringen, und das gegenwärtige vorübergehende Leid würde ihr dann geringfügig scheinen, zumal wenn sie einen Sohn haben würde, glänzend wie der Stern des Tages. Noch müsse sie überlegen, daß der Leib nothwendig zur bestimmten Stunde von der Seele getrennt werde, man dürfte sich daher nicht so unmäßig betrüben, wenn die schwächeren Bande äußerer Verwandschaft gelöset oder selbst auch zerrissen würden. Er tröstet sie weiter damit, daß wenn sie dem frommen Monarchen lange, wie diese fruchtbare Erde vermählt gewesen wäre, und ihm einen Sohn gegeben hätte, dessen Wagen unerreichbar wäre in der Schlacht; dann würde ihr König ihm die Bürde des

Reichs übertragen, und sie würde mit ihrem Duschmanta, vor ihrer letzten Reise die Ruhe wieder suchen in dem geliebten und geheiligten Hain wo er sie erzogen hatte. Endlich erinnert er das holde Mädchen, daß ihre Zögerung seine gottesdienstlichen Pflichten unterbreche, und sie möchte ihn doch nicht zwingen, seine tägliche Andacht zu versäumen; seinen Kummer würde doch nichts mindern, denn wie könnte er aufhören, da er stets die Pflanzen vor Augen behalte, die aus den heiligen Körnern welche ihre Hand vor seine Hütte gestreut habe, üppig hervorsproßten. Unter seinem segnenden Zuruf: „Gehe hin und beglückt sey deine Reise!" geht Sakontala mit ihren Begleitern ab. Er steht nachdenkend und bricht in die Worte aus: „Ach! Wohl! Endlich erlangt das schwache Herz seine Festigkeit wieder, nun meine Sakontala von mir gezogen ist. — Im Grunde, früher oder später, wird eine Tochter immer eines andern Eigenthum. Sie habe ich ihrem Herren zugesandt, und fühle jetzt meine

See-

Seele rein und ruhig, wie einer der ein unschätzbares Unterpfand, das er lange mit ängstlicher Sorgfalt bewahrte, seinem Eigenthümer zurückgegeben hat."

16.

Die gesellschaftliche und politische Verfassung der Indier ist auf die auch bei andern alten Völkern gewöhnliche Kasteneinrichtung gegründet gewesen. Nach derselben ist das Volk seit den ältesten Zeiten her in mehrere Stämme oder Kasten getheilt, deren Glieder erblich zu dem Beruf und der Leb nsart ihrer Väter verpflichtet sind. Eine dieser Kasten behauptet durch die ausgezeichneten ihr ausschließend zukommenden Vorrechte eine Herrschaft über alle andern; jede aber ist nach ihrer Weise mehr oder weniger privilegirt. Insbesondere giebt es noch eine von den übrigen ganz geschiedene und für unrein gehaltene Menschenklasse. Man ist daher

zwei=

zweifelhaft ob diese von den übrigen so scharf geschiedene Klasse ursprünglich die alten von jenen unterjochten Einwohner des Landes ausgemacht habe, oder ob die Trennung und Unterdrückung derselben eine in dem Karakter der Kasten-Einrichtung natürlich gegründete Folge gewesen sey. Ehe wir einige Bemerkungen darüber machen, wollen wir zuerst diese Kasten-Einrichtung im allgemeinen und hernach in Beziehung auf eine jede der verschiedenen Kasten insbesondere, kennen lernen. Den Nachrichten ihrer alten heiligen Schriften zu Folge, ließ Brahma das Wesen ohne Anfang und Ende, vier Menschen, Brahmin, Cshatriya, Vaisya und Sudra, so genannt von Schrift, Schutz, Reichthum und Arbeit, aus seinem Munde, Arme, Hüfte und Füße hervorgehen. [95]) Diese sollten das Menschengeschlecht vermehren, und von ihnen stammen die vier reinen Kasten der Indier. Nach einer

95) Gesetzbuch des Menu I. 31.

einer andern Erklärung soll der erste Theil in dem zusammengesetzten Namen eines Brahminen, Heiligkeit, der zweite Theil aber Heil; in dem eines Cshatriya, der erste Macht, der andere Erhaltung; in dem eines Vaisya oder Handelsmannes, der erste Reichthum, der andere Nahrung; und in dem eines Sudra oder Dieners, der erste Verachtung, der andere unterthänige Aufwartung bedeuten. [96]) Die Glieder einer jeden Klasse haben ihre besondern Unterscheidungszeichen. Zuerst sind die der drei ersten Klassen nach Verordnung der Vedas verpflichtet, ihre Söhne im ersten oder dritten Jahre nach der Geburt der Zeremonie des Abscherens der Haare Cesanta, zu unterwerfen. Hernach soll der Vater dem Sohne das Unterscheidungszeichen seiner Kaste mittheilen, und zwar einem Brahminen im achten, einen Cshatriya im eilften, und einem Vaisya im zwölften Jahr seines Lebens. Diese Mitthei-

96) Das. II. 31. 32.

theilung oder Einkleidung kann aber von da an in fünf, sechs und acht Jahren nach ihren verschiedenen Stufen geschehen, doch darf diese Zeremonie, welche durch die Gayatri geheiligt ist, bei einem Priester nicht über das sechszehnte, bei einem Krieger nicht über das zwei und zwanzigste, und bei einem Handelsmanne nicht über das vier und zwanzigste Jahr aufgeschoben werden, sonst werden diejenigen Jünglinge welche nicht eingekleidet worden sind, Vratyas oder Ausgestoßene und von den Tugendhaften verachtet. [97]) Jene äußern Unterscheidungszeichen bestehen in Kleidern, besonders in gewissen Gürteln oder Binden und in Stäben. Die Binde eines Brahminen besteht in einem glatten und weichen, aus Fäden der Munjapflanze gemachten dreifachen Strick; die eines Kriegers aus einer Bogensehne von Marva, und die eines Handelsmannes aus einem dreifachen Faden von

97) Das. II. 35—39. XI. 63.

von Sana. [98]) Die Binde eines Brahminen, welche auch das Opferband, Zennar genannt wird, kann auch aus den Pflanzen Kussa, Asmantaka und Valvaja gemacht werden. Die Stäbe müssen gerade, schön, nicht zerknickt, in völliger Rinde, nicht vom Feuer beschädigt und so seyn, daß sie den Leuten kein Schrecken einjagen. Der eines Priesters muß so lang seyn, daß er bis an sein Haar reicht, und aus Bilva oder Palasa gemacht seyn; der eines Kriegers muß von Vata seyn und bis an seine Stirn reichen; der eines Handelsmannes aber von Vena oder Udumbara [99]) und bis an die Nase reichen. [100]) Diejenigen welche diese Zeremonien der Einweihung, ferner die Gayatri und andere heilige Gebräuche befolgen, werden die Wiedergebornen genannt. Die Binde wird

98) Crotalaria Linn.

99) Ficus Linn.

100) Gesetzbuch des Menu II. 45 — 47.

wird auf der rechten, oder auf der linken Schulter, oder am Halse befestigt. Durch die Beobachtung dieser gesetzlichen Gebräuche bewirkt man Fortschritte in der Heiligkeit und in ihr besteht die zweite Geburt der Wiedergebornen. [101])

1) Die erste und vornehmste Kaste der Indier sind die Brahminen, deren Glieder nur allein fähig sind Priester zu werden. Diese Brahminen sind aus dem Munde Brahmas entsprungen, welcher ihnen die Pflichten auflegte, den Veda zu lesen, ihn andern zu lehren, zu opfern, andern beim Opfer beizustehen, Allmosen zu geben wenn sie reich sind, und wenn sie arm sind Geschenke zu nehmen. Drei dieser Pflichthandlungen, den Veda zu lehren, andern beim Opfer beizustehen und Geschenke, von reinen Händen gegeben, anzunehmen, stehen nur ihnen zu. [102]) Diesen Brahminen ist eine auſ-

ser-

101) Das. II. 68.

102) Das. I. 88. X. 75—78.

ſerordentliche Macht und Anſehen beigelegt, und ihre Vorzüge überſteigen die der andern Kaſten weit. Ein Brahmin, er ſey gelehrt oder unwiſſend, iſt eine mächtige Gottheit; eben ſo wie Feuer, es ſey geweihtes oder nur gemeines eine mächtige Gottheit iſt. Ein König wenn er auch in der äußerſten Geldnoth wäre, ſoll die Brahminen doch nie dadurch zum Zorne reizen, daß er ihr Geld einzieht; denn ſind ſie einmal aufgebracht und zornig, ſo können ſie ihn augenblicklich durch Opfer und Flüche, ſammt ſeinen Truppen, Elephanten, Pferden und Wagen ins Verderben ſtürzen. Ob ſie ſich gleich mit allerlei niedrigen Beſchäftigungen abgeben, muß man ſie doch unabläſſig verehren; denn ſie ſind etwas unerreichbar Göttliches. Ein Kriegsmann, welcher ſeinen Arm gewaltthätig wider die Prieſterklaſſe aufhebt, ſoll vom Prieſter ſelbſt gezüchtiget werden, weil der Soldat urſprünglich vom Brahminen herſtammet. Die Kriegerklaſſe kann nie ohne die der Prieſter glücklich ſeyn, und die Prieſter-

klaſſe

klasse kann sich nicht ohne die der Krieger erheben: beide Klassen werden durch herzliche Vereinigung in dieser und in der nächsten Welt erhaben. Ein König der durch die Folgen einer unheilbaren Krankheit seinem Ende nahe gebracht ist, muß alle seine Reichthümer die er durch gesetzmäßige Geldstrafen aufgehäuft hat, den Priestern schenken, dann aber sein Königreich seinem Sohn übergeben und nun im Treffen, oder wenn kein Krieg ist, durch entzogene Nahrung den Tod suchen. [103]) Schon von seiner Geburt her ist ein Brahmin selbst bei den Göttern ein Gegenstand der Verehrung, was er aber dem menschlichen Geschlechte verkündigt, ist entscheidender Ausspruch und selbst der Veda ertheilt ihm dieses Ansehen. [104]) Auf der Erde giebt es kein größeres Verbrechen, als einen Brahminen ums Leben zu

103) Gesetze des Menu im IX. Kap.

104) Das. XI. 85.

bringen, daher muß es sich ein König auch nicht einmal in den Sinn kommen lassen, einen Priester zu tödten. [105]) Ein König muß nie eine Abgabe von einem Brahminen, der die Vedas versteht, nehmen, wenn er auch in Gefahr wäre, vor Mangel zu sterben; noch weniger muß er einen Brahminen der in seinen Ländern wohnt, Hunger leiden lassen. Das Land eines Königs aber in welchem ein gelehrter Brahmin Hunger leidet, wird in kurzer Zeit von einer Hungersnoth heimgesucht werden. [106]) Der König bringe niemals einen Brahmin ums Leben, wenn er auch aller möglichen Verbrechen überführt worden wäre: es steht ihm aber frei den Verbrecher aus seinem Reiche zu verbannen; aber ohne sein Vermögen einzuziehen, oder seinen Körper zu beschädigen. [107]) Ueberhaupt kann ein Brahmin für kein Verbrechen wie die Glieder der andern

Klas-

105) Das. VIII. 381.
106) Das. VII. 133. 134.
107) Das. VIII. 380.

Klassen am Leibe oder mit dem Tod bestraft werden, sondern er ist nur Geldstrafen und bei groben Verbrechen der Verbannung unterworfen. Er kann jeden aus der dienenden Klasse, er mag gekauft oder nicht gekauft seyn, zu sklavenmäßigen Verrichtungen zwingen, weil ein solcher Mann vom Selbstständigen zum Dienste der Brahminen erschaffen wurde. Wenn er in bedrängten Umständen ist, kann er sich ohne Umstände des Vermögens seines Sudra-Sklaven bemächtigen. Denn da ein Sklave nichts eigenthümlich besitzen darf, so ist es seinem Herrn erlaubt, sich dessen Sachen zuzueignen. [108]) Dagegen ist er einer Geldstrafe unterworfen, wenn er durch den Einfluß seiner Macht oder aus Geitz, einen wiedergebornen mit dem Opferbande umgürteten Mann, zu sklavenmäßigen Verrichtungen nöthigt. Die Beleidigungen der Person und des Eigenthums der Brahminen werden sehr streng und einer

108) Das. VIII. 413. 417.

mit der Größe des Verbrechens im Verhältniß stehenden Grausamkeit bestraft. — Die ganze Klasse der Brahminen zerfällt in vier verschiedene Stände, welche ein jeder der auf Vollkommenheit Anspruch machen will, in vier Perioden durchlaufen kann. Den ersten Theil seines Lebens muß er als Schüler zubringen um erzogen zu werden, im zweiten lebt er in der Ehe und im Stande eines Hausvaters, im dritten Theil seines Lebens muß er als Einsiedler religiöse Handlungen in einem Walde vollziehen um endlich in der vierten Periode desselben, als ein Sanyassi sich gegen alle sinnliche Eindrücke abzuhärten und gänzlich in dem höchsten Geiste zu ruhen. Wenn ein Knabe aus dem Brahminenstamm den Zennar erhalten hat und also wiedergeboren ist, wird er Schüler bei einem älteren und erfahrenen Brahminen, dem er als seinen Lehrer und Meister Gehorsam leistet und seinem Beispiel und Unterricht gemäß lebt. Ein solcher Jüngling muß Holz für das heilige Feuer sammeln, Le-

bens-

bensmittel von Verwandten erbitten, auf einem niedrigen Bette schlafen und übrigens sich so beschäftigen, wie es seinem Lehrer gutdünkt, bis er wieder in das Haus seines natürlichen Vaters zurückkehrt. Die Kenntniß des Veda darf er sich nicht ohne Einwilligung seines Lehrers erwerben, sonst macht er sich eines Diebstahls der Schrift schuldig. Denjenigen aber welcher ihn über heilige Gegenstände unterrichtet hat, muß er wenn sie sich begegnen, als seinen Lehrer zuerst grüßen. Ein Lehrer des Veda darf den göttlichen Unterricht nicht ertheilen, wenn seine Zuhörer nicht eine genaue der Heiligkeit des Gegenstandes angemessene Aufmerksamkeit beobachten; denn sonst würde der schöne Saame in unfruchtbarem Boden umkommen Und wenn er auch drückende Nahrungssorgen hätte, soll er doch lieber mit seiner Gelehrsamkeit sterben, als sie in unfruchtbaren Boden säen. Nur einem Schüler von welchem er weiß, daß er rein ist, und daß er seine Leidenschaften bezwungen hat, um die Pflicht sei-

nes Standes zu erfüllen, darf er sie mitthei- len. Diese Unterweisung aber muß dem Schü- ler ohne unangenehme Empfindungen gegeben werden, und ein Lehrer welcher der Tugend huldigt, muß süße, sanfte Worte brauchen. Derjenige dessen Rede und Herz immer rein und aufmerksam bewahrt sind, ärndet die rei- fen Früchte eines vollständigen Studiums des Veda, er wird ein großer Mann. Ein Jüng- ling der bei seinem Lehrer wohnt, muß sich nach und nach an alle Andachtsübungen, die mit dem Studium der heiligen Schriften ver- bunden sind, gewöhnen. Reinlichkeit, Ent- haltsamkeit, Dienstfertigkeit und treue Erfül- lung der heiligen Gebräuche, sind die Pflich- ten und Tugenden eines Brahminen- Schülers. Er muß immer mit Anstrengung in den heiligen Schriften lesen, und in vorkommenden Fällen zum Vortheil seines Lehrers handeln, er mag von ihm ausdrücklichen Befehl dazu haben, oder nicht. Im Nothfall ist ein Schüler auch verbunden den Veda von einem Manne zu ler-

nen,

nen, der kein Brahmin ist, und so lange der Unterricht dauert, diesen Lehrer mit steter Aufmerksamkeit zu ehren. Wenn er ein heftiges Verlangen darnach hat, kann er sein ganzes Leben in dem Hause eines priesterlichen Lehrers zubringen, in diesem Fall muß er ihm aber immer mit genauer Sorgfalt dienen, bis er aus seiner sterblichen Hülle erlößt wird. Ist der Lehrer aber kein Brahmin, oder hat er nicht alle Vedas mit ihren Angas gelesen, ist es besser wenn er dieses nicht thut. Wenn ein Brahmin seinem Lehrer bis an den Tod pflichtmäßig gedient hat, wird er unmittelbar in die ewige Wohnung Gottes versetzt und nie wieder in dieser Welt geboren werden. Nach dem Tode des Lehrers muß der Schüler den hinterlassenen Sohn oder die Wittwe auf Lebenszeit mit derselben Achtung unterstützen, welche er dem Verstorbenen erzeigt hat. Wären aber diese und auch seine andern Verwandten väterlicher Seite tod, dann muß er die Stelle seines Lehrers einnehmen, an dem Sitz und dem Ort seiner

religiösen Uebungen; hier muß er beständig die Opferfeuer welche jener geweihet hatte, aufmerksam erhalten, und seine Seele zum Himmel vorbereiten. [109]) Der ehrwürdige Kanna hatte eine beträchtliche Anzahl Schüler in seiner Einsiedelei bei sich, die ihn als ihren geistlichen Führer und Lehrer verehrten. Einige kommen zu Duschmanta ihn um die Befreiung ihres geheiligten Wohnsitzes von den schädlichen Dämonen zu bitten. Ein anderer tritt auf, von Kanna der von seiner Pilgerschaft zurückgekehrt war, gesendet, um die Zeit der Nacht zu erforschen. Er beobachtet die Gestirne, um zu sehen wie viel davon noch übrig ist. Ganz im Anschauen der Gestirne verloren, sieht er wie auf der einen Seite der Mond nun eben in sein abendliches Bette versinken will, und auf der andern der Sonnengott, sitzend hinter Arun, seinem Wagenführen, sich bereitet seinen Lauf zu beginnen. Er sagt zu sich selbst, daß wie der Glanz des einen und des andern sichtbar wäre, wenn sie auf-

109) Nach den Gesetzen des Menu a. a. O.

aufgehn und untergehen, sollte nach ihrem Beispiel auch der Mensch im Glück und Unglück gleich standhaft seyn. Endlich sieht er den Mond mit erblassenden Stralen vom Himmel sinken, ihn der seinen Fuß auf Su-Menu den König der Gebirge setzte, und das Gefolge der Finsterniß zerstreuend, hinanstieg bis in Wischnus mittlern Pallast. „So, sagt er, steigen die Großen dieser Erde mit äußerster Anstrengung hinan zum Gipfel des Ehrgeizes, und schnell und leicht sinken sie wieder hinunter.“ Nun geht er seinen Lehrer zu benachrichtigen, daß die Zeit des Opfers herannahe. Ein anderer Schüler überbringt die kostbaren Kleider welche die Waldnymphen der Sakontala zum Geschenk machten. Kanna giebt zwei seiner Schüler ihr zu Begleitern nach der Residenz des Königs mit und sagt ihnen wie sie in seinem Namen den König anzureden hätten. Solche Lehrer und Schüler lebten wie Eltern und Kinder in ihren einsamen Hütten, auch Kanna nennt die Schüler seine Söhne

und

und Sakontala ihre Schwester. — Ein solcher Schüler nun, welcher eine Erziehung nach den drei Vedas erhalten soll, kann in dem Hause des Lehrers so lange bleiben, bis er dieselben vollständig gelernt hat. Hat er während seiner Lehrjahre seine Vorschriften nicht übertreten, dann ist es ihm gestattet in den zweiten Stand seines Lebens, in den Ehestand zu treten. Wenn er seinen Lehrer mit seiner Bewilligung verlassen und von ihm das verdiente Lob über die genaue Erfüllung seiner Pflicht erhalten hat, muß er bei seiner Rückkehr nach Hause, das nach den Gesetzen verordnete Reinigungsbad mit den dabei gewöhnlichen Zeremonien verrichten, und nun kann er eine Frau aus seiner Kaste, welche die Merkmale der Vortreflichkeit besitzt, heirathen. Sie muß eine Jungfrau seyn, deren Gestalt keinen Fehler und die einen angenehmen Namen hat, deren Gang voll Anstand ist, deren Haar und Zähne sowohl an Stärke als Größe das Mittel halten und deren Körper vorzüglich weich ist.

Zur ersten Ehe wird den Brahminen wie den beiden andern wiedergebornen Kasten eine Frau aus der nehmlichen Kaste empfohlen; diejenigen aber welche Neigung haben sich wieder zu verheirathen, müssen Frauen wie sie nach den Kasten aufeinander folgen, den Vorzug geben. Ein Brahmin welcher zur ersten Ehe eine Frau aus der dienenden oder Sudra-Kaste nimmt, sinkt nach seinem Tode in die Gegenden der Quaal, und wenn er ein Kind mit ihr zeugt, verliert er seinen Rang als Priester und seine Verbrechen werden unversöhnbar. Die Verheirathungszeremonien können von einem Brahminen nach vier verschiedenen Arten vollzogen werden; andere Arten aber sind gesetzwidrig und haben schlimme, wie die erlaubten gute Folgen in dieser und der zukünftigen Welt. Ueberhaupt müssen die Sterblichen sträfliche Heirathszeremonien sorgfältig vermeiden, denn aus den untadelhaften entspringt eine untadelhafte Nachkommenschaft; aus den tadelswürdigen aber eine verwerfliche. So werden aus den

vier

vier guten und erlaubten Ehen, Söhne geboren, die durch den Veda erleuchtet sind, gelehrte Leute, von den Gelehrten geliebt, mit Schönheit und mit Güte geschmückt, reich, berühmt, und hinlänglich zufrieden mit erlaubten Vergnügungen. In den vier bösen Ehen aber, werden Söhne geboren die grausam handeln, falsch reden und den Veda und die darin vorgeschriebenen Pflichten verabscheuen. Die Frauen müssen in Ehren gehalten werden, denn wo dieses geschieht, da ist Wohlgefallen der Götter; aber wo sie verachtet werden, da sind alle religiöse Handlungen vergebens. Eine Familie in welcher der Mann mit seiner Frau, und die Frau mit ihrem Manne zufrieden ist, wird in ununterbrochenem Wohlstande bleiben. In diesem zweiten Stand muß ein jeder sich mit täglichen Lesen der Schrift und mit Feierung des Sakraments der Götter beschäftigen, denn dadurch wird die ganze Thier- und Pflanzenwelt unterhalten. Auf dem Feuer welches ein Brahmin der in diesem Stande

lebt,

lebt, in seinem Hause zur Zubereitung der Speise für alle Götter unterhält, muß er mehrern Gottheiten insbesondere noch, täglich ein Opfer bringen. Uebrigens muß er so leben, daß er nicht nur belebten Geschöpfen kein Leid, sondern auch nicht einmal den geringsten möglichen Schaden zufüge. Auch muß er immer solche Mittel wählen, sich Unterhalt zu verschaffen, welche auf das strengste gesetzmäßig sind, und sich hievon keine Ausnahme, als nur im höchsten Nothfall erlauben. Es giebt vier gesetzmäßige Lebensarten, durch welche er so viel als ihm zum Leben nöthig ist, auf eine unbescholtene Weise erwerben kann, nemlich Auflesen und Einsammeln von Körnern und Aehren, Annehmen unerbetener Geschenke, Allmosenbitten und Ackerbau. Des Unterhalts wegen muß er nie zum Umgange mit dem Pöbel Zuflucht nehmen, auch keine List welche den Sitten der Kaufmanns-Kaste gewöhnlich ist, gebrauchen. Wenn er Glückseligkeit sucht, muß er immer und unveränderlich zufrieden seyn,

und

und alles Verlangen, das was er schon hat zu vermehren, unterdrücken; denn das Glück entblüht der Zufriedenheit, und Unzufriedenheit ist die Wurzel des Elends. Daher muß er allen möglichen Reichthum, der ihn am Lesen des Veda verhindern könnte, fahren lassen, und beim Forschen der heiligen Schriften bleiben, denn dieses wird ihm den größten Vortheil bringen. Dieses Forschen muß seine tägliche Beschäftigung seyn, denn dadurch nimmt man an Weisheit zu, auch kann man nur in sofern außerordentlich gelehrt werden, in wiefern man sich das ganze System der heiligen Literatur vollkommen zu eigen gemacht hat, und nur dann kann man mit seiner Gelehrsamkeit glänzen. Den Göttern, den Weisen, den Geistern, den Menschen und seinen Vorfahren muß er die Gaben der Sakramente unablässig nach seinen Kräften darbringen, und wenn er dadurch, durch Lesung der Schrift und durch Zeugung eines Sohnes, überhaupt durch treue Erfüllung aller seiner Vorschriften, seine Schul,

den abgetragen hat; dann ist es ihm erlaubt, alles an seinen erwachsenen Sohn zu überlassen, und in seinem Familienhause zu wohnen, ohne etwas anders zu thun als Schiedsrichter zu seyn. Wenn er nun an einem einsamen Orte und allein über die göttliche Natur der Seele nachdenkt, kann er dadurch Glückseligkeit erlangen. Auf diese Weise muß ein Brahmin das zweite Viertel seiner Lebensdauer als Hausvater durchleben. Demjenigen welcher dieses allezeit nach der Vorschriften der heiligen Gesetze thut, welcher die Verordnungen des Veda weiß und von der Sklaverei der Sünde frei ist, ist es versprochen in die Fülle des göttlichen Wesens hineingezogen zu werden. — Wenn ein Brahmin den zweiten Theil seines Lebens als Hausvater zurückgelegt hatte, dann mußte er den dritten Theil desselben als ein Einsiedler unter Vollziehung religiöser Handluugen in einem Walde verleben. Nach den heiligen Gesetzen ist verordnet, daß wenn ein Hausvater bemerkt, daß seine Mus-

keln schlaff und seine Haare grau werden, und wenn er das Kind seines Kindes sieht, soll er in einen Wald fliehen und sich hier an einem einsamen Ort eine Wohnung aussuchen. Alle Lebensmittel die man in Städten zu genießen pflegt, auch alles Hausgeräthe, dasjenige ausgenommen welches zum Opfern gebraucht wird, muß er zurücklassen. Nur sein geweihtes Feuer muß er mitnehmen und darin die fünf großen Sakramente mit allerlei reinen Nahrungsmitteln, dergleichen die heiligen Weisen des Alterthums zu essen pflegten, mit grünen Kräutern, Wurzeln und Früchten feiern. Sein Gewand muß in einer schwarzen Antelopen-Haut oder einem Kleid von Rinde bestehen. Jeden Morgen und Abend muß er sich baden, die Haare auf seinem Haupt und in seinem Bart, wie auch seine Nägel muß er beständig wachsen lassen. Von aller Nahrung die er zu sich nimmt, muß er soweit es seine Kräfte erlauben, Spenden darbringen und Almosen austheilen; die Fremden aber welche seine Einsiedelei besuchen, mit

Ge-

schenken von Wasser, Wurzeln und Früchten ehren. Uebrigens muß er sich eine vollkommene Herrschaft über seine Sinne und Handlungsorgane zu erwerben suchen; sich beständig mit dem Lesen des Veda beschäftigen; geduldig in allen widrigen Schicksalen und wohlwollend gegen alle Menschen seyn; seine Gedanken immer auf das höchste Wesen richten, immer Geschenke geben aber nie welche annehmen, überhaupt aber mit einer zärtlichen Neigung gegen alle belebte Wesen durchdrungen seyn. Seine Nahrung darf nur aus grünen Kräutern, Blumen Wurzeln und Früchten, welche auf der Erde oder im Wasser wachsen, ferner aus allem was auf reinen Bäumen erzeugt, und aus Oehl welches aus Früchten gezogen wird, bestehen. Denen welche darnach streben daß ihre Seele bald und unzertrennlich mit dem höchsten Wesen vereinigt werde, sind die strengsten Selbstpeinigungen aufgelegt, deren Uebung eine gänzliche Verachtung des Lebens und eine Gleichgültigkeit bei Schmerzen erfordert, die bei der son-

stigen Weichlichkeit der Indier beinahe allen Glauben übersteigt. Und dennoch werden sie von ihnen mit einer Standhaftigkeit vollbracht, die nur durch die unüberwindliche Gewalt er- klärt werden kann, welche religiöse Schwärme- rei auf die Gemüther so feinorganisirter Men- schen, wie die Indier sind, haben muß. Ein dieser strengern Lebensart ergebener Einsiedler, muß sich nur von Blumen und Wurzeln und von völlig reifen Früchten, die von selbst abge- fallen sind, ernähren. In der heißen Jahrs- zeit muß er sich so setzen, daß fünf Feuer auf ihn wirken, viere die rings um ihn lodern und die Sonne von oben; zur Regenzeit muß er da wo die Wolken die vollsten Ströme herab- gießen, ganz unbedeckt, auch sogar ohne einen Mantel stehen; wenn die Kälte eingetreten ist, muß er nasse Kleider tragen, und so nach und nach die Strenge seiner Andachtsübungen zu vermehren suchen, um durch Erduldung immer härterer Büßungen seinen Körper abzumergeln. Wenn man nun durch solche Andachtsübungen

seinen

seinen Körper, wie es einst die großen Weisen des Alterthums gethan haben, unvermerkt zerrüttet hat und gleichgültig gegen Kummer und Furcht geworden ist, dann wird man nach Versicherung der heiligen Bücher in dem göttlichen Wesen höchst erhaben werden. In der Sakontala ist Kanna ein solcher Brahmin der in der dritten Periode seines Lebens als ein Einsiedler in einem abgelegenen Walde lebt. Seine, seiner Schüler, der geliebten Pflegetochter und ihrer Gespielinnen Lebensart, von welcher wir schon oben gesprochen haben, ist aber weniger streng, als die nach Anleitung der heiligen Gesetze hier beschriebene. Außer der Vollbringung der heiligen Zeremonien, welche die Verehrung der Gottheit erfordert, waren Beschützung und eine thätige Pflege der Thiere und Pflanzen, Gastfreundschaft gegen Fremde welche die Einsiedelei besuchten und überhaupt ein freundlicher Umgang mit allen Menschen und der ganzen Natur, ihre vorzüglichsten Pflichten

und Beschäftigungen. [110]) Eine noch höhere Vollkommenheit als in diesen drei Ständen möglich ist, kann ein Brahmin nach der Versicherung der heiligen Bücher, in einem vierten erlangen, welchen er in der letzten Abtheilung seines Lebens ergreifen muß. Dieses ist der Stand eines Sannyassi, in welchem man sich gegen alle sinnliche Eindrücke abhärtet und gänzlich in dem höchsten Geiste ausruht. Dieser Stand ist deswegen eingeführt, um wenn man in der beständigen Vollbringung seiner Pflichten in der Veränderung der drei vorigen Zustände, ermüdet ist, nun gänzlich in Gott auszuruhen, um nach dem Tode die Höhe des Ruhms zu erreichen. Man darf aber nicht eher nach der Glückseligkeit dieser Ruhe in Gott streben, bis man seine drei Schulden, an die Weisen, an die abgeschiedenen Seelen und an die Götter abgetragen hat; die erste durch gesetzmäßige Lesung der Vedas, die

110) Man vergl. oben S. 205. f.

die zweite durch rechtmäßige Erzeugung eines Sohnes und die dritte durch Vollbringung der schuldigen Opfer. Unter gewissen Umständen und mit gewissen Zeremonien kann ein Brahmin auch aus seinem Hause, oder aus dem zweiten Stand, ja sogar auch aus dem ersten, in den eines Sannassi übergehen. Durch den Ruhm eines solchen Mannes werden höhere Welten erleuchtet. Ein Brahmin welcher in den vierten Stand treten will, muß nach den Gesetzen sein Haus verlassen und nichts mit sich nehmen als seinen Wassertopf und seinen Stab. Er muß kein Wort sprechen und sich nicht verleiten lassen, nach den ihn umgebenden Gegenständen zu verlangen. Um die Glückseligkeit zu erlangen muß er beständig allein wohnen, um zu erfahren wie selig ein einsamer Mann ist, der weder verläßt noch verlassen ist. Er darf kein Küchenfeuer und keine Behausung haben, sondern wenn er sehr hungrig ist, darf er in die Stadt gehen. In Krankheiten und andern Widerwärtigkeiten des Lebens muß er

seine Seele standhaft gewöhnen, immer darnach streben Gott kennen zu lernen, und nur auf ihn allein seine Aufmerksamkeit richten. Ueberhaupt sind ein irdener Wassertopf, die Wurzeln großer Bäume, grobe Kleidung, gänzliche Einsamkeit und Gutmüthigkeit gegen alle Geschöpfe die Unterscheidungs-Merkmale eines durch Ergreifung des vierten Standes frei gewordenen Brahminen. Den Tod muß er nicht wünschen aber auch nicht um längeres Leben bitten; sondern seine ihm bestimmte Zeit erwarten, wie ein gemietheter Diener seinen Lohn. Seine Betrachtungen über den höchsten Geist muß er immer mit Heiterkeit anstellen, und wenn er in solche Gedanken vertieft sitzt, weder nach etwas irdischem verlangen, noch ein sinnliches Bedürfniß haben. Seine eigene Seele muß sein einziger Gesellschafter seyn, und dann kann er durch ein solches Leben in dieser Welt nach der Glückseligkeit in der nächsten trachten. Seine Betrachtungen muß er besonders auf einige wichtige Gegenstände richten:

auf

auf die Wanderungen der menschlichen Seelen, welche eine Folge ihrer sündlichen Handlungen sind; auf ihren Hinabsturz in die Gegend der Finsterniß, und auf ihre Qualen in der Wohnung des Todtenrichters Yama; auf ihre Trennung von denen die sie lieben, und ihre Vereinigung mit denen die sie hassen; auf ihre durchs Alter zerstörte Stärke und ihre durch Krankheit gefolterten Körper; auf ihre Todesangst bei der Verlassung dieser körperlichen Hülle. Desgleichen muß er seine Betrachtung richten auf das Elend, welches sich bekörperte Geister durch die Verletzung ihrer Pflichten zuziehen, und auf die unvergängliche Wonne, welche sie nach der völligen Ausübung ihrer religiösen und bürgerlichen Pflichten erwartet. Vor allen aber muß er mit ganz ungetheilter Anstrengung betrachten, das zarte untheilbare Wesen des höchsten Geistes und dessen vollkommenes Daseyn in allem was da ist, es sey so erhaben, oder so tief erniedriget als es wolle. Dadurch, durch die Herrschaft über die Sinn-

lichkeit, durch gleiche Entfernung von Widerwillen und Zuneigung und dadurch daß er empfindenden Geschöpfen keinen Schmerz verursacht, bereitet er sich zur Unsterblichkeit vor. Gleich gut gesinnt gegen alle Geschöpfe, muß er ohne Rücksicht auf den ihn angewiesenen Stand, seine Pflicht aufs genaueste erfüllen, auch dann, wenn ihn kein sichtbares Merkmal seines Standes auszeichnet. So kann man durch beständiges Nachdenken über die verschiedenen Stufen, welche zur Glückseligkeit hinaufführen, die Sünde zerstören; durch Bezähmung des Körpers alle sinnliche Anhänglichkeit verhindern, und durch Nachdenken über die innige Vereinigung der menschlichen Seele mit dem göttlichen Wesen, alle Aeusserungen die mit der Natur Gottes streiten, ersticken. Dann kommt man schon in diesem Leben in den Zustand der Wonne; dann kann die Lebensseele ihre baufällige Wohnung, die anstatt der Queerbalken mit Knochen, statt der Seile mit Nerven und Sehnen, und anstatt des Kalchs

mit

mit Muskeln und Blut versehen ist, mit Vergnügen verlassen. Man ist überzeugt, daß der Körper nichts ist, als eine Wohnung die von Alter und Kummer angegriffen wird, die ein Sitz der Krankheit ist, durch Schmerz erschüttert wird, die mit Finsterniß umgeben und nicht so beschaffen ist, daß sie lange stehen kann. Wenn man nun auf diese Weise alle irdische Neigungen aufgegeben hat, schüttelt man hienieden alle Sünde ab und gelangt so zum Allerhöchsten, in dessen göttlichen Wesen verschlungen zu bleiben. Der fromme Sanyassi dessen in der Sakontala erwähnt wird, zeigt daß man schon damals, den wahren und eigentlichen Zweck welchen diese Lebensart nach dem Sinn der heiligen Bücher haben soll, verkannt und mißverstanden hat, indem man an die Stelle jenes geistigen von allen Ansprüchen der Sinnlichkeit so viel möglich befreiten Lebens körperliche Selbstpeinigungen setzte, und dadurch die Absicht jener Vorschriften ganz verfehlte.

Dieses sind die vier verschiedenen Stände oder Grade, in und durch welche nach den heiligen Gesetzen, ein Brahmin wenn er sie alle oder einige derselben nach einander bekleidet und die für einen jeden bestimmten Vorschriften erfüllt, in die höchste Wohnung geführt wird. Da aber alle Brahminen die in diesen vier Ständen sind, sie mögen Schüler, Ehemänner, Eremiten oder Einsiedler seyn, von verheiratheten Hausvätern stammen und die drei andern von ihnen unterhalten werden: so hält man den Hausvater welcher die Verfügungen des Sruti und Smriti, d. h. die religiösen Verordnungen der Vedas und die bürgerlichen der Gesetze des Menu befolgt, für den vorzüglichsten Brahminen. Alle Brahminen aber die sich in diesen vier Ständen befinden, müssen beständig einen Inbegriff von zehn Pflichten sorgfältig erfüllen. Die zehn Theile dieser Pflichtgesetze sind: zufrieden seyn, Böses mit Guten vergelten, die sinnlichen Lüste unterdrücken, den Körper im Zaume halten,

ten, sich reinigen, sich unerlaubten Gewinn versagen, die Schrift erforschen, den höchsten Geist kennen, wahrhaftig seyn und sich nicht zum Zorne verleiten lassen. Durch die Beobachtung dieser Pflichten können sie sich in einen Zustand versetzen, welcher über alles erhaben ist. Uebrigens kann ein Brahmin der sich durch sein Leben würdig gemacht hat, ein Einsiedler zu werden, dieses auch in dem Hause seines Sohnes thun, und während daß dieser die häuslichen Geschäfte besorgt, nach seiner Bequemlichkeit leben. Wenn er sich nun dadurch von allen Anforderungen frei gemacht hat, nur allein mit sich selbst beschäftigt und frei von jeder andern Neigung ist, wenn er sich also Gott geweihet und dadurch seine Sünden vertilgt hat, dann ist er auf die erhabenste Stufe des Ruhms gelangt. — Diese Verfassung und Einrichtung der Brahminenkaste in den ältern Zeiten, hat sich, wenige unbedeutende Veränderungen abgerechnet, durch mehrere Jahrtausende bis auf unsere Zeiten erhalten. Noch

jetzt ist ihr alles, was die Religion und die Auslegung der heiligen Gesetze betrifft, ausschließend eigen. Die andern Kasten sind verpflichtet ihr Gehorsam und Verehrung zu bezeigen und ihr reichliche Geschenke zu geben. Die Brahminen sind die ordentlichen und gebornen Räthe der Könige, und dürfen auch um des höchsten Verbrechens willen nicht am Leben gestraft, sondern nur ihres Standes verlustig erklärt und des Landes verwiesen werden. Eben so sind die Brahminen noch heut zu Tage in die vier verschiedenen Stände getheilt, welche wir angeführt und ihre Einrichtung beschrieben haben. Diese vier Stände oder Stufen heißen jetzt Brahmakiari, Grahasta, Vanaprasta und Bhikschu. Jede derselben wird unter gewissen Zeremonien und Einweihungen angetreten, und in einem bestimmten Zeitraum durchlaufen. Die erste dauert vom achten bis zum zwölften Jahr, dann erhält der junge Brahmin die Weihe der Grahasta und wird ehefähig. In dieser zweiten Periode werden sie entweder Prie-

ster, die bei den Pagoden angestellt sind und von ihnen unterhalten werden, oder sie werden Hauspriester einer Familie die sie unterhalten muß; oder sie werden Hausväter und Ehemänner, leben vom Feld- und Gartenbau und andern ihnen erlaubten Beschäftigungen. Im vierzigsten oder funfzigsten Jahr tritt man die dritte Periode den Stand eines Waraprasta an, und im zwei und siebenzigsten den eines Bikhschu. [111]) Ein Brahmin aber welcher Priester werden will, muß aus einer angesehenen und rein Brahminischen Familie stammen und keinen körperlichen Fehler haben. Wenn er das zur Weihe der Grahasta nothwendige Alter erreicht hat, muß er sich verbindlich machen, niemals zu heirathen. Nun muß er auf eine Priesteruniversität, deren berühmteste zu Kasi, einer Vorstadt von Benares ist, gehen und daselbst zwölf Jahre leben und studiren, ohne während dieser Zeit die Mauern derselben

zu

111) Paullinus in Syst. Brahm. p. 45 — 58.

zu verlassen. Bei seiner Aufnahme muß er schwören niemals etwas von den Geheimnissen der Religion bekannt zu machen und nun fünf Jahre lang ein gänzliches Stillschweigen beobachten, so daß er auch bei der Vollziehung der gottesdienstlichen Feierlichkeiten kein Wort sprechen darf, sondern alles was dabei geschieht, durch Zeichen mit der Hand, welche den Eingeweihten verständlich sind, andeuten muß. Seinen Unterhalt erhält er von den Einkünften der Priesterschule auf welcher er lebt. Der welcher sich in den Probejahren vergeht, wird seines Standes verlustig und verwiesen. Diejenigen aber welche den gesetzmäßigen zwölfjährigen Unterricht daselbst genossen haben, werden nach Vollendung ihrer Studien, entweder Pagodendiener oder Priester, oder Familienpriester oder Lehrer einer solchen Priesterschule. Der Unterricht welchen man daselbst erhält, erstreckt sich außer der Theologie, die nur in den innersten Gebäuden und Tempeln gelehrt wird, auf die Grammatik, Dichtkunst, Mythologie,

Geschichte, Astronomie, gemeine Religionsleh, re und Philosophie. Diese Wissenschaften werden in Hainen und Gärten, welche in der Nachbarschaft der Schulgebäude liegen, vorgetragen, und es ist auch den andern Kasten erlaubt ihre Söhne an diesen öffentlichen Unterweisungen Antheil nehmen zu lassen, von der eigentlichen geheimen Theologie aber erfahren sie nichts. Eben so giebt es jetzt auch Wanaprasten aus den andern Kasten der Indier. Sie heißen Praschniger, haben ihre eigenen Lehrer und dürfen mit den brahminischen Eremiten nicht zusammen leben. Außerdem haben aber die nichtbrahminischen Kasten noch besondere jenen der Brahminen ähnliche Stände und Institute, in welche diejenigen treten können, welche sich zu einem einsamen büßend religiösen Leben berufen glauben. Dahin gehören die Tader, welche nur aus Männern der vierten Kaste, der Schudras bestehen, und die Dakambaram oder Jogi. Sie leben blos von Almo-

sen und treiben die Selbstpeinigungen ihres Körpers oft auf den höchsten Grad.

2) Die zweite Kaste der Indier Tschatriya, oder die Krieger bilden die Kschetrier, welche sich auch Radsjim Putra, Kinder der Könige nennen, weil sie glauben daß sie alle Nachkommen der alten indischen Könige und Fürsten sind. Diese Kaste hatte von jeher ein besonderes liegendes Eigenthum, und ein Indisches Heer war leicht zusammen zu bringen, denn jeder Krieger mußte selbst für seinen Unterhalt sorgen. Sobald der König ein Aufgebot hatte ergehen lassen, griff jeder nach seinen Waffen, die immer in Bereitschaft lagen, und war der Kriegszug geendigt, gieng jeder wieder in seine Hütte zurück. Nur aus dieser Kaste durften die größern und kleinern Könige der Indier, die Unterregenten, die allgemeinen und besonders Chefs oder Rajas abstammen. Es ist eine Ausnahme daß man in unsern Tagen einige Könige oder Rajas finder,

det, die vom Brahminenstamm entsprungen sind: eigentlich aber sind sie und noch mehr die andern Kasten, gänzlich von der weltlichen Herrschaft ausgeschlossen. Weil die heiligen bürgerlichen Gesetze für die Verfassung und Einrichtung dieser Kaste sich insbesondere über Regierung, öffentliche Gesetze und Staatseinrichtung verbreiten, wollen wir hier nach Anleitung derselben versuchen, eine kurze Darstellung der bürgerlichen und politischen Verfassung der Staaten des alten Indiens in den Zeiten seiner Selbstständigkeit und Freiheit, zu geben. Daraus wird sich auch das, was in der Sakontala über diesen Gegenstand vorkommt, besser erklären lassen. Besonders anziehend ist die Vorstellung welche sich diese Gesetze von einem vollkommenen König oder Raja machen. Zwischen ihm und seinen Unterthanen ist kein anderes Verhältniß als das eines Vaters zu seinen Kindern, wie es in den Zeiten der Unschuld und Einfachheit der Patriarchen gewesen seyn mag, angenommen. Glaubwürdigen Nachrich-

ten zu Folge soll sich dieses Verhältniß bis auf unsere Zeiten in den innern weniger bekannten Gegenden von Indien erhalten haben. [112]) Nach der Smriti bildete Brahma oder der Selbstständige im Anfange der Zeit zu seinem Gebrauche den Genius der Strafe mit einem Körper von reinem Lichte, als seinen eigenen Sohn, den Urquell der peinlichen Gerechtigkeit und als den Beschützer aller erschaffenen Dinge. Aus Furcht vor demselben entfernen sich alle empfindende, bewegliche und unbewegliche Wesen, nicht von ihrer Pflicht. Dieser Genius muß auf den Königen ruhen, denn Strafe beherrscht das ganze Menschengeschlecht, Strafe erhält es, da Strafe nichts anders ist, als eine Vollendung der Gerechtigkeit. Da man schwerlich einen schuldlosen Mann findet, so wird in der That dieses Weltall aus Furcht vor der Strafe in den Stand gesetzt, sein Glück zu genießen. Daher wenn die Strafe gerecht und

112) Robertson's histor. disquis. p. 263.

und überlegt ist, macht sie ein ganzes Volk glücklich, wenn sie aber nicht nach der reiflichsten Ueberlegung erfolgt, richtet sie es gänzlich zu Grunde. Die höchste Pflicht eines Königs ist sein Volk zu beschützen, darum ist er da und darum wird er von den Unterthanen durch Abgaben belohnt. Er ist daher verbunden diese Pflicht zu erfüllen. Will er ein König seyn, dessen Ruhm sich in der Welt verbreite, muß er rein seyn an Leib und Seele, sein Versprechen halten, die Befehle der Schrift erfüllen, gute Gehülfen und einen gesunden Verstand haben und mit Gerechtigkeit strafen. In seinem Betragen, im Umgange mit Menschen muß er demüthig, bescheiden, liebreich, ernsthaft und anspruchslos seyn. Durch Tugend im Gewande der Demuth haben selbst Einsiedler Königreiche erhalten. Er muß sich Tag und Nacht eifrig bemühen, einen vollkommenen Sieg über seine Sinnlichkeit zu erlangen, weil nur derjenige König der seine Sinnlichkeit im Zügel hält, sein Volk zur Erfüllung seiner

Pflichten anhalten kann. Er muß mit der äußersten Sorgfalt alle die Laster welche aus der Liebe zum Vergnügen entspringen und vom Zorne herkommen, vermeiden, denn sie endigen sich alle in Elend. Besonders wenn er sich den Lastern ergiebt, welche vom Zorne erzeugt werden, kann er sogar sein Leben durch die Folgen einer allgemeinen Empfindlichkeit seiner Unterthanen verlieren. Seine Wohnung muß er in einer Gegend errichten, die offene Landschaften und überflüssiges Getreide hat, die vorzüglich von tugendhaften Leuten bewohnt wird, die nicht von Krankheiten angesteckt und dem Auge angenehm ist, wo also die Unterthanen mit Bequemlichkeit leben können. Hier wohne er in einer Hauptstadt die von der Natur oder durch Kunst befestigt, von bewaffneten Leuten oder von Bergen umgeben ist. Eine solche Festung muß mit allem was zur Bequemlichkeit des Lebens und zur Vertheidigung nothwendig ist, versehen seyn. In der Mitte derselben soll er seinen eigenen Pallast erbauen,

welcher in allen seinen Theilen wohl vollendet, völlig vertheidigt, zu jeder Jahrszeit bewohnbar, mit glänzender weißer Stukkaturarbeit bekleidet und mit Wasser und Bäumen umgeben seyn muß. Hat er nun alles zu seiner Wohnung zubereitet, dann muß er sich eine Gemahlinn wählen, aus der nemlichen Kaste zu welcher er selbst gehört, die mit allen äußerlichen Merkmalen der Vortreflichkeit begabt, in einem erhabenen Geschlechte geboren, im Besitze seines Herzens, und mit Schönheit und den beßten Eigenschaften geschmückt ist. Seine tägliche Lebensart muß folgende seyn. So bald er in der letzten Nachtwache aufgestanden ist, muß er die Geschäfte welche er vor hat, überlegen, dann über die Mittel zu ihrer Vollbringung nachdenken und nun sich selbst untersuchen, in wie ferne er Gebrauch davon machen kann. Hierauf verrichte er mit reinem Körper und mit aufmerksamer Seele Spenden ins Feuer, und nachdem er den Priestern seine Achtung bezeigt hat, gehe er in seinen Saal um seinen Unter-

thanen Audienz zu geben. Wenn er sie alle mit gütigen Blicken und Worten entlassen hat, muß er sich mit seinen Ministern über alle öf- fentliche Angelegenheiten berathschlagen; als- dann sich wie es einem Krieger zukommt, kör- perliche Bewegung machen, und nachdem er sich gebadet hat, des Mittags in seine beson- dern Zimmer gehen, um Nahrung zu genießen. Hier esse er erlaubte Speisen, welche von treuen Personen zubereitet worden sind. Nach dem Essen kann er sich im Innern des Pallastes mit seinen Weibern ergötzen; wenn er sich aber mit ihnen ein wenig die Zeit vertrieben hat, dann muß er wieder an seine öffentlichen Ge- schäfte denken. Zunächst muß er sich vollstän- dig anziehen und seine Truppen mustern, nach Sonnenuntergang aber seine religiösen Pflichten vollziehen. Deswegen muß er einen Haus- priester ernennen und als Opferer bei sich er- halten, um durch ihn die religiösen Gebräuche seiner Familie und jene andern verrichten zu lassen, wozu drei Feuer nöthig sind. Wenn

er

er geopfert und dabei Geschenke verschiedener Art gegeben hat, vernehme er in seinem innersten Gemach von seinen Spionen und Zuträgern, was vorgefallen ist. Dann kann er im Innern des Pallastes mit seinen Weibern eine mäßige Abendmahlzeit genießen und sich an der Tonkunst ergötzen, bis er sich zeitig niederlegt. Nun wollen wir sehen, wozu ein Indischer König nach den Vorschriften ihrer alten Gesetze, sowohl in Ansehung der Staatsangelegenheiten überhaupt, als in Hinsicht der Sorgfalt für die äußere und innere Sicherheit seines Volks insbesondere verpflichtet ist. Da es wie sich diese Gesetze ausdrücken, sehr schwer ist, die Angelegenheiten eines Königreichs welches große Einkünfte hat, allein zu besorgen, muß der König sieben oder acht Minister anstellen, Männer deren Voraltern Diener der Könige waren, welche in den heiligen Büchern belesen und persönlich tapfer sind. Mit diesen soll er sich beständig über Krieg und Frieden, über den Zustand der Truppen, über seine Einkünf-

te, über die Beschützung seines Volks und über die Mittel, wie er den erworbenen Reichthum wohl anwenden könne, berathschlagen; und zwar soll er die Meinungen derselben erst von jedem besonders und dann von allen zusammen erfragen, dann aber das thun, was nach seiner Ueberzeugung der öffentlichen Angelegenheiten am nützlichsten ist. Mit diesen Ministern oder allein muß er alle die verschiedenen Gegenstände, welche die auswärtigen und innern Angelegenheiten des Reichs betreffen, untersuchen und darüber nachdenken. In Ansehung der erstern muß er sich um das Betragen der auswärtigen benachbarten Könige, um den Zustand, die Stärke und Kriegsverfassung, die Festungen, die Minister und den Reichthum der ihn umgebenden Länder bekümmern; um von ihnen durch Gelindigkeit, durch Klugheit in seinen Vertheidigungsanstalten und durch Unterhandlungen Vortheil zu ziehen. Er muß deswegen Gesandte an die benachbarten Höfe schicken, und dazu Männer wählen, die

sich durch Talente und Geschicklichkeiten, durch Rechtschaffenheit, Menschenkenntniß und Gelehrsamkeit auszeichnen. Diese müssen es verstehen, bei den Verhandlungen mit den Ministern und vertrauten Dienern der fremden Könige, die heimlichen Zeichen, Winke und Handlungen derselben zu errathen, um aus dem Karakter und dem Betragen derselben die Maaßregeln zu schließen, welche der fremde König zu nehmen gedenkt. Indem aber ein König auf diese Weise in den Stand gesetzt ist, alle Pläne und Absichten auswärtiger Fürsten, durch seine Gesandten umständlich zu erfahren, muß er immer darauf bedacht seyn, daß ihm und seinem Volk kein Unglück widerfahre, und deswegen für eine immer in Bereitschaft stehende Kriegsmacht sorgen, durch welche die Nachbarn in Furcht erhalten werden können. Frieden und Krieg muß er zunächst von dem Gutachten der Gesandten abhangen lassen. Um aber seine Macht immer zum Treffen bereit zu haben, muß er seine Truppen beständig üben;

Be-

Beweise seiner Tapferkeit geben; das wovon er Schutz erwartet, befestiget erhalten und die Schwäche seines Feindes auszuspähen suchen. Damit er sein Volk desto besser beschützen könne, muß er in allen Distrikten seines Landes Wachen erhalten, und über sie geprüfte Anführer von verschiedenem Range setzen. Einige müssen über eine Stadt und ihren Distrikt, andere über zehen, zwanzig ja hundert Städte das Kommando haben, und immer einer unter dem andern stehen, alle Truppen des Reichs aber von einem Oberbefehlshaber abhangen. Diese Herren über Städte und Distrikte sollen die Beschützer derselben seyn, daher müssen sie darauf bedacht seyn, alle Räubereien, Unruhen und andere Uebel in ihren Bezirken zu unterdrücken. Sie erhalten eine Besoldung an Naturalien und gewissen andern Sporteln. In so ferne Polizeisachen und andere Civilgeschäfte von diesen Städte- und Bezirks-Aufsehern verwaltet werden, müssen sie unter der Oberaufsicht eines besondern Ministers stehen, der ein rechtschaffe-

schaffener und thätiger Mann ist, und darauf sieht, daß die Unterthanen nicht durch schlechtgesinnte Diener gedrückt werden. Kommt es wirklich zum Krieg, muß der König zunächst alle Angelegenheiten des Reichs in Ordnung bringen, und sodann alles zum Vortheil seiner Unternehmung einzuleiten suchen, besonders für alle zu seinem Aufenthalt in der Fremde nöthigen Bedürfnisse sorgen. Er muß sich bemühen alles zu erfahren, was die Feinde vornehmen, um wenn der Himmel einen glücklichen Augenblick zeigt, ihnen eine Schlacht anzubieten, und Eroberungen zu machen. Doch muß er es sich mehr angelegen seyn lassen, durch Unterhandlungen, durch wohlangebrachte Geschenke und durch erregte Zwistigkeiten mit ihnen fertig zu werden, als eine entscheidende Schlacht zu wagen, denn es läßt sich niemals vorher bestimmen, wer gewinnen oder verlieren wird. In der Schlacht muß er tapfer streiten und niemals das Treffen verlassen. Wenn er ein Land erobert hat, muß er seine Achtung vor

den

den darin angebeteten Gottheiten und derselben tugendhaften Priestern bezeigen, Geschenke unter das Volk austheilen und es laut bekannt machen lassen, daß Niemand etwas zu befürchten habe. Ist er über das Betragen und die Absichten der Ueberwundenen zur Gewißheit gekommen, dann muß er einen Fürsten von königlicher Abkunft über sie setzen und ihm gemessene Vorschriften geben. Den Gesetzen der Besiegten muß er ihre Gültigkeit lassen. Ueberhaupt aber muß er bedenken, daß es eine dreifache Frucht der Eroberungen giebt, Ländereien, Reichthümer und Bundesgenossen. — In Ansehung der innern Angelegenheiten des Reichs hat ein König sein Augenmerk vorzüglich auf acht Gegenständen zu richten, auf die Einkünfte, auf seine Ausgaben, auf das gute oder schlechte Betragen seiner Minister, auf die Gesetzgebung in zweifelhaften Fällen, auf bürgerliches und peinliches Recht, und auf die Aussöhnung der Verbrechen. Um desto besser zum Nachdenken über diese Punkte und

der

der Berichtigung derselben geschickt zu seyn, muß er von denen, welche die drei Vedas verstehen, die dreifache Lehre die in ihnen enthalten ist, ferner die Wissenschaft der peinlichen Gerechtigkeitspflege und der gesunden Staatsklugheit, die Systeme der Logik, der Metaphysik und der erhabenen theologischen Wahrheit lernen: vom Volke aber die Theorie der Landwirthschaft, des Handels und anderer praktischen Künste. Seine wichtigsten Geheimnisse und alles was er von Bedeutung vornimmt, muß er einen gelehrten Brahminen, welcher sich unter allen seinen Mitbrüdern auszeichnet, und sein völliges Zutrauen besitzt, entdecken und mittheilen, und wenn er endlich seinen Entschluß gefaßt hat, mit ihm gemeinschaftlich alle seine Maaßregeln ins Werk richten. In Ansehung der Auflagen muß ein König nur einen jährlichen Gehalt aus seinen Ländern ziehen und diesen durch seine Cassirer eintreiben lassen. Von Vieh, Edelgesteinen, Gold und Silber welches jährlich gewonnen wird, kann

sich

sich der König den sechszigsten Theil geben lassen; von Getreide, den sechsten, achten oder zwölften Theil, je nachdem es mit größerem Fleiß dem Boden abgewonnen werden mußte; außerdem aber den sechsten Theil von dem reinen Gewinn aller übrigen Natur- und Kunst-Produkte. Die Kaufleute müssen eine Abgabe von dem reinen Gewinn ihres Handels bezahlen; die von der untern Kaste welche sich durch unbedeutenden Handel ernähren, darf er nur eine Kleinigkeit als jährliche Taxe bezahlen lassen; die gemeinen Handwerker und Tagelöhner aber, die von ihrer Handarbeit leben, kann er jeden Monat einen Tag für sich arbeiten lassen. Von den Brahminen aber darf er nie eine Abgabe fordern. Daher wird in der Sakontala der König ein Mann genannt, dessen Einkünfte den sechsten Theil des Erwerbs seines Volkes betragen, und Duschmanta sagt einmal: „die Frommen zahlen einen andern Tribut, als die übrigen Unterthanen. Dieser ist vergänglich; die Frommen hingegen geben uns

ein

ein Sechstheil der Früchte ihrer Gottesfurcht; Früchte die nimmermehr vergehen." Der König muß darauf bedacht seyn diese erworbenen Reichthümer wohl anzuwenden, besonders muß er für den Unterhalt seiner Beamten, der Frauen die in seinem Dienste sind und seiner übrigen Diener Sorge tragen, und ihn nach dem Verhältnisse ihrer Stelle und ihrer Arbeit einrichten. Vorzüglich muß die Aufmerksamkeit eines Königs auf die Verwaltung der Gerechtigkeit gerichtet seyn. Deswegen muß er den Verhandlungen der Gerichtshöfe beiwohnen, und zwar mit Fassung und ernstestem Anstand, von Brahminen und Räthen, die ihm Rath geben können, begleitet. Hier muß er täglich die Rechtshändel, welche unter die achtzehn Hauptabtheilungen der Rechtskunde gehören, so wie sie auseinander folgen, nach Gründen und Vorschriften, welche auf den Gebräuchen des Landes und den Sammlungen niedergeschriebener Gesetze beruhen, entscheiden. Diese verschiedenen Abtheilungen betreffen Schuld

von Anleihen für tägliche Bedürfnisse; Sachen welche zur Aufbewahrung gegeben, und Sachen welche zum Gebrauche geborgt worden sind; Verkauf ohne Eigenthumsrecht; Angelegenheiten zwischen Handlungsgenossen; Zurücknehmung dessen was man gegeben hatte; Nichtbezahlung des bedingten Lohnes; Nichterfüllung der Contracte; Aufhebung des Kaufs oder Verkaufs; Streit zwischen Herren und Diener; Gränzstreitigkeiten; Ueberfall und Verläumdung; Diebstahl; Raub und andere Gewaltthätigkeiten; Ehebruch; Zänkerei zwischen Mann und Weib und ihre gegenseitigen Pflichten; das Erbrecht und das Spiel. Wenn der König solchen Geschäften nicht selbst und in Person vorstehen kann, muß er einen Brahminen von großer Gelehrsamkeit dazu ernennen, der als Oberrichter mit drei andern Beisitzern alle Rechtssachen, welche vor den König gebracht werden, entscheidet. Die Richter müssen immer bedenken, daß man der Gerechtigkeit nie Gewalt anthun muß, denn unterdrückte

Ge-

Gerechtigkeit pflegt wieder zu unterdrücken, beschützte aber zu beschützen. Auch Duschmanta kommt einmal ermüdet von seinem Richterstuhl zurück und ein andermal wird er auch in der Zeit der Ruhe veranlaßt, einen Rechtshandel über dessen Beilegung sein erster Minister zweifelhaft war, zu entscheiden. In der Erfüllung aller dieser Pflichten und Geschäfte, befindet sich ein König auf dem erhabendsten Pfade zur Glückseligkeit.

Den übrigen von der Kriegerkaste ist befohlen, daß Niemand seinen Feind in der Schlacht mit scharfen in Holz verborgenen Waffen, noch mit vergifteten oder sonst ungewöhnlich zubereiteten Pfeilen verwunden soll. Ebenfalls soll einer der sich auf einem Kriegswagen oder zu Pferde befindet, keinen Feind angreifen der abgestiegen ist; noch einen der mit gefalteten Händen um sein Leben bittet; auch nicht den dessen Haare aufgelöst sind, so daß er nicht sehen kann, nicht den, welcher sich

von Ermüdung niedergesetzt hat, noch einen, welcher sagt: „ich bin dein Gefangener.“ Ein Krieger muß nie die Pflicht vergessen, welche einem Mann von Ehre zukommt, im Treffen keinen Schlafenden, keinen der seine Rüstung verloren hat, keinen Unbekleideten, keinen Unbewaffneten, keinen der schon mit einem Andern streitet zu verwunden oder zu tödten. Alle Beute gehört von Rechtswegen dem zu, der sie im Kriege erbeutet, ausgenommen Gold, Silber und Edelgesteine, welche die Wegnehmer dem König zu überreichen schuldig sind. Diejenige Beute aber welche nicht einzeln genommen worden ist, soll der König unter dem ganzen Heere vertheilen. Die übrigen Pflichten eines Cshatriya, liegen in folgenden Worten: das Volk zu vertheidigen, Almosen zu geben, zu opfern, den Veda zu lesen, und sich vor den Reitzen der sinnlichen Vergnügungen zu hüten. In Hinsicht der gegenseitigen Pflichten der Männer und Weiber aber sind dieser und den übrigen Kasten einige allgemeine Verhaltungs-

re-

regeln vorgeschrieben, welche in der Hauptsache zwar mit denen im ganzen Orient gewöhnlichen Grundsätzen über die Behandlung des weiblichen Geschlechts übereinstimmen, jedoch milder und gemäßigter sind als die ähnlichen Gesetze anderer morgenländischen Völker. Die Hauptgrundsätze von welchen die Gesetze der Indier, welche auf das Verhältniß zwischen Mann und Weib Bezug haben, ausgehen, sind folgende: Der Mann ist der Beschützer des Weibes. Die Frauen müssen daher in einer beständigen Abhängigkeit von ihren Beschützern erhalten werden. Jedoch kann man sie in erlaubten und unschuldigen Vergnügungen, wenn sie auch einen großen Hang darnach hätten, ihrer Willkühr überlassen. Frauenzimmer sind niemals im Stande, Unabhängigkeit zu ertragen; daher werden sie in der Kindheit von ihren Vätern, in der Jugend von ihren Männern, im Alter von ihren Söhnen beschützt. Von diesen müssen sie auch abhängig seyn, und man darf ihnen auch nicht den kleinsten unerlaubten

Genuß verstatten, denn ohne diese Einschränkung bringen sie Betrübniß über ihre Familien. Ihren Ehemann muß eine tugendhafte Frau wie einen Gott verehren, ihm nie etwas widriges zufügen und auch wenn er tod ist nicht gleichgültig gegen ihn werden. Sie muß ihm alle Beleidigungen verzeihen und nie einen andern Mann lieben, sondern darnach streben sich durch ihre eigenen guten Gesinnungen zu bewachen, damit sie nicht von andern bewacht werden müsse, das höchste Gesetz zwischen Mann und Frau, ist darnach zu streben „daß ihre gegenseitige Treue währe bis an den Tod.“ Wenn sie daher durch den Ehestand verbunden sind, müssen sie sich stets davor hüten, daß sie nie wieder getrennt werden und ihre gegenseitige Treue verletzen.

3) Die dritte reine Kaste der Indier ist die der Kaufleute, Vaisya. Ihre Berufsgeschäfte sind Ackerbau, Viehzucht und Handel mit den Erzeugnissen der Erde. Die Pflichten

eines

eines Vaisya sind in den wenigen Worten enthalten, Viehheerden zu halten, das Land zu bauen, zu opfern, die Schrift zu lesen, auf Zinsen zu leihen und Handel zu treiben. Ihr Stammvater entsprang aus der Hüfte Brahmas, des Herrn der erschaffenen Wesen, der seiner Aufsicht die Haufen der verschiedenen Thiere übergab, wie er hingegen das ganze menschliche Geschlecht dem Brahminen und Cshatriya anvertraute. Nach den alten indischen Gesetzen muß ein Vaisya wenn er zur gesetzten Zeit, mit seinem ihm gehörigen Opferband umgürtet und also eingeweiht worden ist, eine Frau aus seiner Kaste heirathen, und sich nun mit der Besorgung seiner Berufsgeschäfte abgeben. Deswegen muß er Viehherden halten und vermöge seiner ökonomischen Kenntnisse verstehen, wie und zu welcher Zeit die Aussaat und Erndte geschehen muß, nach der guten und schlechten Beschaffenheit der Felder. Er muß eine vollständige Kenntniß von der genauen Art zu messen und zu wägen haben; er muß unter-

richtet seyn von der Vortreflichkeit und den Mångeln der Wagen, von den Vortheilen und Nachtheilen verschiedener Gegenden, von dem vermuthlichen Gewinne oder Verluste bei den verschiedenen Gegenstånden des Handels und von den Mitteln die Viehzucht zu verbessern. In Hinsicht des Handels muß er sich besonders um den Werth, die hohen und niedrigen Preise der verschiedenen Waaren bekümmern; ferner um den gehörigen Lohn der Dienstboten, die verschiedenen Mundarten des Menschen, um die beßte Art Güter aufzubewahren, und überhaupt um alles was sonst zum Kaufe und Verkaufe gehört. Er kann seine größte Aufmerksamkeit auf die Vermehrung seines Reichthums durch die Erfüllung seiner Pflichten richten, aber er muß es sich auch angelegen seyn lassen, allen empfindenden Geschöpfen Nahrung darzureichen. In den frühern Zeiten ehe die fremden Eroberer das Land unterjochten, durften nur die Glieder dieser dritten Kaste steuerbares Landeigenthum haben; jetzt aber leben auch

viele

viele Genossen der vierten Kaste vom Ackerbau und der Viehzucht. Eigentlich war also diese dritte Kaste, wegen ihrer Lebensart die wichtigste in den Staaten des alten Indiens, da sie allein, wenige Ausnahmen abgerechnet, durch die Naturallieferungen von dem Grund und Boden, den sie zum Ackerbau und der Viehzucht benutzte, den Staat erhalten mußte.

Die Brahminen, die Cshatriyas und Vaisyas waren also die drei ersten, herrschenden und wie man es nannte die wiedergebornen Kasten der alten Indier, deren Genossen nach Erreichung einer bestimmten Anzahl von Jahren, die Unterscheidungszeichen ihrer Kasten unter gewissen Feierlichkeiten erhielten. Ihr Verhältniß gegen einander war durch die Sage von ihrem Ursprung bestimmt. Der Brahmin war der Herr aller Kasten, weil er eher geboren wurde und von erhabenerem Ursprunge war, weil er eine genauere Kenntniß der heiligen Schriften besaß und durch seinen

Opfergurt ausgezeichnet war. In diesen drei Kasten nun durften nur allein diejenigen, welche in gerader Linie von Frauen derselben Kaste, und zwar von Frauen die zur Zeit ihrer Verheirathung Jungfrauen waren, geboren wurden, für Mitglieder derselben Kaste gehalten werden, aus welcher ihre Väter waren. Aus den Kindern welche von wiedergeborenen Männern mit Weibern aus der vierten reinen Kaste, oder von Männern dieser Kaste mit Weibern aus den drei höhern gezeugt wurden, entstanden vermischte und unreine Kasten, deren wir weiter unten erwähnen wollen. Eine jede der drei wied rgeborenen Kasten hatte also gewisse privilegirte Beschäftigungen, welche die Genossen derselben als Mittel gebrauchen konnten, sich den Lebensunterhalt zu verschaffen. Die Brahminen konnten drei Pflichthandlungen als Unterhaltungs-Mittel gebrauchen, beim Opfern helfen, die Vedas lehren und Geschenke von reinen Händen gegeben, annehmen. Diese standen nur ihnen zu, nach der bestimmten Vor-

schrift des Gesetzes, denn da sie Menu den beiden andern Klassen nicht vorgeschrieben hatte, waren sie ihnen verboten. Die besondere Beschäftigung des Kriegers, sich Unterhalt zu verschaffen, bestand darin, daß er Waffen führte, denn außer der Kriegsbeute die er machen konnte, waren die Genossen der dritten Kaste verbunden, so oft sie durch seine Waffen vertheidiget wurden, ihm eine gesetzmäßige Taxe als Lohn für seine Beschützung zu geben; und endlich die Beschäftigung des Vaisya, im Handel, der Viehzucht und dem Feldbau. Unter diesen verschiedenen Beschäftigungen den Lebensunterhalt zu erwerben, wurden einige für die besten und edelsten gehalten, nemlich für die Brahminen, den Veda zu lehren, für die Krieger, das Volk zu vertheidigen, und für die Kaufleute, Handel oder Viehzucht zu treiben. In Hinsicht des künftigen Lebens aber hatten alle drei Klassen drei gemeinschaftliche Pflichten: Almosen zu geben, die Vedas zu lesen und zu opfern. Wenn aber die Glieder der verschiedenen

nen Klassen nicht im Stande waren sich durch ihre bestimmten Unterhalts-Pflichten zu erhalten, war es ihnen unter gewissen Einschränkungen erlaubt, andere Beschäftigungen zu ergreifen. So konnte ein Brahmin die Pflicht eines Soldaten erwählen, wenn aber auch diese neben denen seiner Kaste ihn nicht den hinlänglichen Unterhalt gewährte, war es ihm erlaubt, sich unter gewissen Einschränkungen als Handelsmann zu nähren, oder auch den Ackerbau und die Viehzucht persönlich zu treiben. In dem Fall aber wenn ein Brahmin und auch ein Krieger in die Nothwendigkeit versetzt waren, sich durch die Beschäftigungen eines Vaisya zu erhalten, mußten sie nach den Vorschriften der Gesetze, wenn es möglich war von der Viehzucht zu leben, den Ackerbau zu vermeiden suchen, weil durch denselben vielen belebten Geschöpfen große Schmerzen verursacht würden, nicht allein den Thieren welche man dabei gebraucht, sondern auch der Erde und den Geschöpfen welche in ihr wohnen. Durch

eben

eben diese Mittel konnte sich auch ein Krieger, wenn er in Noth war, Unterhalt verschaffen, aber nie durfte er zu den Beschäftigungen der Brahminen seine Zuflucht nehmen. Einem Kaufmann der nicht von dem Ertrage seiner eigenen Geschäfte leben konnte, stand es frei, sich mit den sklavischen Verrichtungen eines Sudra abzugeben. Niemals aber durfte man die Pflichten einer andern Kaste ohne Noth ausüben, wer dagegen handelte wurde sogleich der seinigen verlustig.

4) Die vierte reine aber nur einmal geborene Kaste der alten Indier ist die der Sudra. Sie war aus dem Fuße Brahmas hervorgegangen, und von dem höchsten Regierer dazu bestimmt den drei übrigen Kasten zu dienen ohne ihrer Würde Abbruch zu thun. Diese dienende Klasse ist nur einmal geboren, das heißt, sie hat keine zweite Geburt durch die Gayatri und trägt keinen Gurt als Unterscheidungszeichen. Für die beßte Beschäftigung eines Sudra

dra wurde es gehalten, den Brahminen aufzuwarten. Sklavische Bedienung derselben, besonders solcher die Hausväter sind, den Veda verstehen und wegen ihrer Tugend berühmt sind, ist nach den alten Gesetzen, die höchste Pflicht eines Sudra, die ihn zur künftigen Wonne führt. Wenn er sich daher rein hält an Leib und Seele, den drei höhern Kasten demüthig dient, wo möglich immer seine Zuflucht bei Brahminen nimmt, kann er bei einer abermaligen Wanderung seiner Seele in die erhabenste Kaste kommen. Nur wenn ein Sudra wegen der Erhaltung seines Lebens in Gefahr geräth und keinen Brahminen bedienen kann, darf er bei einem Krieger Dienste nehmen, wenn er aber auch dieses nicht kann, steht es ihm frei seinen Unterhalt im Dienste eines reichen Vaisya zu erwerben. Dagegen müssen die Brahminen, so viel es ihre Umstände zulassen, nach Erwägung der Brauchbarkeit, des Fleißes und der Anzahl der Familienglieder welche die Sudras, die in ihren Diensten sind, mit Nahrung zu versorgen

sorgen haben, ihnen einen hinlänglichen Unterhalt geben. Daher müssen sie ihnen das was von ihren Reißgerichten übrig bleibt, ferner ihre abgelegten Kleider, ihr schlechtestes Getreide und ihre alten Hausgeräthe zukommen lassen. Den Genossen dieser dienenden Kaste ist es nicht verboten, gewisse den übrigen verbotene Gartengewächse zu essen; sie dürfen die heilige Einkleidung nicht haben; die Pflicht Spenden ins Feuer und andere Opfer zu bringen ist ihnen untersagt; doch ist es ihnen um ihrer eigenen Pflicht willen erlaubt, ausgedroschenes Getreide zur Weihe ins Feuer darzubringen. Auch gereicht es ihnen zum Lobe wenn sie die Gebräuche guter Menschen bei den Sakramenten der Hausväter nachahmen, jedoch ohne heilige Sprüche, Grüße und Lobsprüche ausgenommen. Denn wenn sie solchergestalt, ohne andern nachtheilig zu werden, die gesetzmäßigen Handlungen der Wiedergeborenen verrichten, werden sie in dieser und der nächsten Welt erhöhet. Im Fall sich die Genossen der vierten

Kaste

Kaste durch Bedienung der Wiedergebornen nicht ernähren können, und also in Mangel gerathen, können sie Handwerker treiben. Vorzüglich müssen sie sich mit gemeinnützigen Beschäftigungen abgeben, die den Wiedergebornen zum Nutzen gereichen können, zum Beispiel Tischler oder Steinmetzen werden, oder andere häufig anwendbare Künste treiben, wie mahlen und schreiben. Ein Sudra muß aber keinen überflüssigen Reichthum aufhäufen, wenn er auch Gelegenheit dazu hätte, damit er nicht hochmüthig werde und den höhern Kasten, selbst auch den Brahminen durch seine Nachlässigkeit und seinen Uebermuth Unzufriedenheit verursache. In unsern Zeiten begreift diese Kaste alle Künstler und Handwerker, Mahler, Bildhauer, Aerzte, Fabrikanten, Gold- und Silberarbeiter, andere Metall- und Eisen-Arbeiter, Weber, welche in verschiedene Zünfte eingetheilt und eine eigene Zunftverfassung haben, welche vorzüglich dadurch erhalten wird, daß der Sohn immer die Beschäftigung des Vaters ergreifen

muß.

muß. Einen Stamm dieser Kaste und zwar einen der niedrigsten machen auch die Fischer aus, deren einer in der Sakontala vorkommt. Er erzehlt daß er seine Familie vom Fischfang mit der Angel, mit Netzen und sonst auf allerlei Art ernähre, und als einer der Beamten über diese Art sein Brod zu verdienen, spottet, sagt er zu ihm: „Wirf mir das nicht vor, Meister. Wir dürfen ja die Beschäftigung unserer Väter nicht verlassen, wie niedrig sie auch sey, und wer Thiere umbringt und verkauft, kann doch ein weiches Herz haben, wenn er gleich eine grausame Handlung begeht." Empörend ist das übermüthige Betragen der Polizeibeamten gegen den armen Fischer, der nur in dem Verdacht eines Diebstahls ist, und ihr niederträchtiger Eigennutz, als er ihnen verspricht, die vom König erhaltene Belohnung mit ihnen zu theilen und Wein dafür zu kaufen, sehr karakteristisch.

Außer diesen vier reinen und löblichen Kasten der Indier, zu welchen nur diejenigen de-

ren Väter und Mütter aus der nemlichen Kaste waren, gerechnet werden, giebt es noch viele andere Stämme, die aus Heirathen der Männer einer der drei wiedergebornen Kasten mit Weibern aus der andern, oder aus Heirathen der Männer aus den wiedergeborenen Kasten mit Weibern aus der vierten nur einmal geborenen, oder von Männern dieser vierten Kaste mit Weibern aus den drei höhern, oder endlich aus Verheirathung solcher auf diese Weise erzeugten Kinder, entstanden sind. Sie werden in den alten Gesetzen mit dem Namen der vermischten Klassen belegt, und zum Theil für unrein und verworfen gehalten. Wir wollen sie nach den verschiedenen möglichen Graden der Vermischung betrachten. 1) Die erste Klasse dieser vermischten Stämme entsteht aus Ehen wiedergeborener Männer mit Weibern aus der Kaste die zunächst unter ihnen ist. Zur ersten Ehe soll ein Mann aus den wiedergeborenen Kasten, nach den Gesetzen, immer eine Frau aus der nemlichen Kaste nehmen; diejeni-

gen

gen aber, welche Neigung haben, sich wieder zu verheirathen, müssen Weibern wie sie nach den Kasten auf einander folgen, den Vorzug geben. Ein Sudra darf nur eine Sudra heirathen; ein Vaisya eine Vaisya und dann eine Sudra; ein Cshatriya eine Cshatriya und dann eine der beiden folgenden; ein Brahmin aber eine Brahmani und dann eine der beiden folgenden. Man findet aber in den frühesten Zeiten nach den alten Geschichten kein Beispiel, daß ein Brahmin oder ein Krieger zur ersten Ehe Weiber aus der dienenden Kaste genommen hätten, wenn es ihnen auch noch so schwer gefallen wäre, aus den andern eine Gattin nach ihrem Wunsche zu finden. Männern aber welche sich in gesetzwidrige Ehen mit Weibern aus der dienenden Kaste einließen, brachten ihre Familien und Nachkommen bald zum Stande der Sudras herab. Was nun die Kinder betrift, welche aus vermischten Ehen des ersten Grades, nemlich von Männern einer wiedergeborenen Kaste mit Weibern aus der zunächst

folgenden erzeugt worden sind; werden sie in den alten Gesetzen eine ähnliche, aber nicht dieselbe Klasse genannt, in welcher ihr Vater war, weil sie durch die niedrigere Herkunft ihrer Mütter zu einem mittleren Range zwischen den beiden Kasten ihrer Eltern herabgesetzt worden sind. Sie haben nach den drei möglichen Vermischungen der vier Kasten im ersten Grad, verschiedene Namen und ihre verschiedenen Beschäftigungen sind nach den Gesetzen, Unterricht in kriegerischen Uebungen, Tonkunst, Astronomie, Viehzucht und Bedienung der Fürsten. 2) Die zweite Hauptklasse dieser vermischten Stämme ist aus Kindern entstanden deren Mütter zwei oder drei Grade niedriger waren, als ihre Männer aus wiedergeborenen Kasten, z. B. Kindern aus der Ehe eines Brahminen mit einer Vaisya, oder eines Kriegers mit einer Sudra. Dergleichen Söhne eines Brahminen mit Weibern aus den drei niedern Kasten, eines Kriegers mit Weibern aus den beiden folgenden und eines Vaisya mit

Wei-

Weibern aus der dienenden Kaste, heißen Apasadah, oder unter ihre Väter erniedrigt. Zu dieser Hauptklasse der vermischten Stämme gehören auch die Kinder von Weibern aus höhern Kasten mit Männern aus den folgenden. Die Glieder dieser Stämme dürfen von den reinen Kasten berührt werden, ohne sie zu verunreinigen, man hält sie aber für Menschen von halb kriegerischer halb sklavischer Natur, wild in ihrem Betragen und grausam in ihren Handlungen. Sie sollen sich blos durch solche Beschäftigungen ernähren, welche von den Wiedergeborenen verachtet werden. Sie müssen daher von der Pferdezucht und vom Karrenführen leben; von Heilung der Krankheiten, von Bedienung der Weiber, vom Herumziehen mit Waaren, vom Fischfange, von der Jagd der Waldthiere, und andern ähnlichen Beschäftigungen. Ihre Wohnung sollen sie bei großen öffentlichen Bäumen, auf Plätzen wo man die Todten verbrennt und in Hainen haben. 3) Die dritte Hauptklasse

dieser vermischten Stämme entsteht zunächst aus Ehen der Sudras mit Weibern aus den drei wiedergeborenen Kasten; ferner aus solchen Gliedern der reinen Kasten, die wegen der Uebertretung ihrer Pflichten sind ausgeschlossen worden; oder endlich aus den verschiedenen möglichen Vermischungen der reinen und löblichen Kasten mit den vermischten, oder der edleren vermischten Stämme mit den unedleren. Die Gesetze nehmen an, daß jedem Mann aus einem niedrigen oder erniedrigten vermischten Stamm, von Weibern aus den löblichen Kasten, Kinder geboren werden, die noch niedriger und gemeiner sind als er selbst. Alle diese Stämme werden für die niedrigsten der Sterblichen gehalten, und sind mehr oder weniger, verwerflich, verrucht und verächtlich. Ihre Wohnung muß nach den alten Gesetzen, außer der Stadt seyn; sie dürfen nicht den Gebrauch ganzer Gefäße haben, und ihr einziger Reichsthum müssen Hunde und Esel seyn. Sie sollen immer von einem Ort zum andern wandern,

sich in die Mäntel der Verstorbenen kleiden, zerbrochene Töpfe als Gefäße gebrauchen und rostiges Eisen als Zierrathen. Ihre Geschäfte müssen sie unter einander abthun und nur ihres gleichen heirathen. Kein anderer Hindu der seine religiösen und bürgerlichen Pflichten beobachtet, muß mit ihnen Gemeinschaft haben. Wer ihnen Lebensmittel geben will, darf sie nicht mit den Händen sondern in einem Scherben geben. Mit Erlaubniß des Königs dürfen sie am Tage der Arbeit wegen, umhergehen, des Nachts aber nicht in die Städte kommen. Wenn es der König befiehlt, sollen sie die welche nach den Gesetzen ihr Leben verlieren müssen, hinrichten, und die Kleider, Betten und den Schmuck der Hingerichteten nehmen. Die Brahminen und Männer der andern löblichen Kasten dürfen mit diesen verworfenen Leuten auch nicht einmal unter dem Schatten des nemlichen Baums verweilen. Diese sind sämtlich von der Feier der Todtenopfer für ihre Vorfahren ausgeschlossen. Die verschiedenen

vermischten Stämme der Indier zerfielen also in den ältern Zeiten in drei Hauptklassen, deren erste die ähnlichen, eine andere die erniedrigten und die dritte die verworfenen Stämme enthielt. Die Nachrichten von der Verfassung und Kasteneinrichtung der Indier in unsern Tagen, erwähnen dieser vermischten Kasten gar nicht. Dieses ist entweder einer unvollkommenen Kenntniß von derselben zuzuschreiben, oder alle diese Stämme, welche ehemals eine dreifache Rangordnung hatten, werden jetzt unter der allgemeinen Klasse der Verworfenen, welche unter dem Namen der Paariars, Parejas, Parias oder Palejas bekannt sind, begriffen. Die Genossen dieser unreinen und verabscheuten Menschenklasse müssen auch jetzt noch alles das thun, was die Genossen der edlen Kasten ohne sich zu verunreinigen, nicht thun dürfen. Sie sind von aller Gemeinschaft mit andern Menschen ausgeschlossen, und man glaubt daß alles was sie berühren, unrein werde. Sie wohnen entfernt von allen Städ-

ten und Dörfern, in elenden Hütten, damit ihre Atmosphäre die andern Menschen nicht anstecke. Ihre Brunnen und Wasserbehälter müssen sie mit Thürknochen einfassen, damit die blutscheuen Hindu sich davor hüten und den Aufenthalt dieser Verworfenen fliehen können. Um ihr unglückliches Schicksal einigermaßen zu mildern, werden sie nicht selten Christen, oder gehen wenigstens als Köche und Lastträger in Dienste der Europäer. Alle diejenigen welche von den edlen Kasten wegen eines Vergehens gegen die Pflichten derselben, ausgestoßen werden, sinken in diese verworfene Klasse herab, aus der in diesem Leben keine Erlösung ist. Sie ist jetzt außerordentlich zahlreich; und man glaubt daß wenn sie nicht gänzlich gegen das Gefühl ihres elenden Schicksals abgehärtet wäre, würde sie stark genug seyn, alle edlen Kasten zu unterjochen. [113]).

113) Kleuker im Brahmanischen Religionssystem S. 248.

Man hat in unsern Tagen verschiedene Hypothesen über den Ursprung dieser unglücklichen Menschenklasse angestellt. Sonnerat sucht ihn in einer ersten und ursprünglichen Ungerechtigkeit des Staats, vermöge welcher man bei der ersten Einrichtung und Abtheilung der Kasten eine Grenzlinie zwischen den Reichen und Armen gezogen, und den ärmsten Theil des Volks in die letzte und unterste Klasse verstoßen habe, um hier als unrein unter der Verachtung und Unterdrückung der andern zu dulden. Die Religion habe diese Ungerechtigkeit in der Folge noch mehr befestigt und fühlbar gemacht. [114] Andere wie de Pauw haben angenommen, die Parias wären zuerst als eine Aegyptische Kolonie nach Indien gekommen, und die physische Unterjochung hätte den ersten Stamm dieser verworfenen Menschen gebildet, welche in der Folge durch die von den edlen

Kasten

114) Sonnerat in der Reisebeschreibung nach Ostindien I. 47. f.

Kasten Ausgestoßenen vermehrt worden wären. Allein Paullinus hat diese Hypothese durch eine andere zu widerlegen geglaubt, vermöge welcher er behauptet, daß die Parias oder Palejas sich ganz allein aus den Verstoßenen der edlen Kasten erzeugt und vermehrt hätten, denn das Wort peleyádunu, von welchem ihr Name herkomme, heiße so viel als sich beflecken, schänden und seines Stammes verlustig werden. [115]) Ohnstreitig hat diese Behauptung schon dem ersten Anblick nach einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit, und es ist wohl der Mühe werth, den Wink welche sie uns giebt zu verfolgen, und zu untersuchen ob sie durch den Karakter der ganzen Indischen Kasteneinrichtung bestätiget werde. Die Kasteneinrichtung selbst finden wir bei mehreren Völkern des Alterthums, und zwar nach einen und derselben Klassifikation. Nicht allein in den Ländern über welche sich Zoroasters Religionsverbesse-

runs

115) Fr. Paullinus in Syst. Brahm. p. 250.

rungen verbreitet hatten, sondern auch in dem alten Aegypten, fand man wie in Indien besondere Kasten der Priester, der Krieger, der Hirten, Ackerbauer und Kaufleute, und der Künstler oder Handwerker. Ja in Aegypten fand sich eine den Parias der Indier gleich gesetzte Menschenklasse, welche wie diese als unrein verachtet und verabscheut wurde. Nirgends aber ist diese Einrichtung von einer so unvergänglichen Festigkeit gewesen, wie in Indien, und nirgends hat eine Kaste so unverhältnißmäßige Vorrechte vor den übrigen gehabt, wie die der Brahminen. Gewöhnlich glaubt man, die Kasteneinrichtung sey immer ein Beweis, daß das Volk bei welchem sie sich findet, nach und nach aus mehreren ganz unabhängigen Stämmen entstanden sey, welche durch das Zusammentreffen verschiedener Umstände genöthiget worden waren, freiwillig oder gezwungen in eine Staatsverbindung zu treten. In Gemäsheit dieser Vorstellung hat man insbesondere den Ursprung jener bei den alten Aegyp-

gyptern statt gefundenen scharfen Trennung der edlen Kasten von der unreinen und verachteten, in dem Gang der Bevölkerung des Landes finden wollen. Man vermuthet nemlich, daß diese in der Folge unter dem Namen der Ochsenhirten von allen übrigen Aegyptern verachtete und gehaßte Menschenklasse, aus den Nachkommen der ersten Einwohner des Landes entstanden sey, welche von jenen spätern Eingewanderten besiegt und deswegen vorsätzlich unterdrückt und herabgesetzt worden wäre, um ihre Lebensart als herumwandernde Hirten gänzlich zu vertilgen, damit der Ackerbau zur allgemeinen und festen Basis der ganzen Staatseinrichtung gemacht werden konnte. Ohne uns hier in eine Würdigung der Gründe welche für diese Meinung angeführt werden, einzulassen, wollen wir nur sogleich davon abrathen, diese für Aegypten wirklich wahrscheinliche Vermuthung auch auf Indien anzuwenden, und die Trennung der edlen Kasten der Indier von den unreinen und verachteten Parias für die Folgen einer

einer ähnlichen leiblichen Unterjochung anzunehmen. Bei einer aufmerksamen Betrachtung der Indischen Kasten-Einrichtung kann man nach unserer Ueberzeugung, nicht lange der Bemerkung entgehen, daß dieselbe blos und allein die Folge der ersten, von einer aufgeklärten Priesterkaste gemachten, politisch-bürgerlichen Einrichtung des Volkes, gewesen ist. Zwar ist man bis jetzt, aus Mangel an einer solchen Anzahl von indischen Originalschriften, welche eine Vergleichung des Zustandes der religiösen und politischen Verfassung des Volks in verschiedenen Zeitaltern möglich machten, noch nicht im Stande, sich eine vollständige und zusammenhängende Vorstellung von dem eigentlichen und unbezweifelten Ursprung und der allmähligen Ausbildung des Religionssystems der Brahminen zu machen; allein der ganze Karakter desselben zeigt, daß es die Hervorbringung einer Gesellschaft aufgeklärter Menschen gewesen ist, deren Absicht es war, die ursprünglichen religiösen Ideen des Volkes unter welchem

es

es entstanden ist, nach und nach in ein künstliches Gewebe zu vereinigen, durch welches sie im Stande waren, das Volk in jeder Hinsicht zu bilden und zu erziehen, aber nur bis zu einem solchen Grad, welche diesen Stiftern und ihren Nachfolgern, eine vom Anfang an durch die Gewalt der Meinung begründete Uebergewalt, für die ganze Zukunft erhalten und zusichern konnte. Sehr bald mußten denkende und aufmerksame Beobachter der Menschheit in ihren gesellschaftlichen Verhältnissen, deren Daseyn die Bedingung ihrer ungestörten Erhaltung ist, die Bemerkung machen, daß der bei weiten größere Theil der Menschen bei seinen Handlungen nicht den Vorschriften der Vernunft folgt, sondern sich nur durch einen vernunftähnlichen Instinkt, durch Vernunftfähigkeit über die Thiere erhebt. Von der Bildung und Entwickelung dieser Fähigkeit ist die Energie und der Werth der selbstständigen Freiheit des Menschen, welche den distinktiven Karakter desselben bestimmt, abhängig.

Nur

Nur dann steht es in der Willkür der Menschen, sich durch vernünftigen Gebrauch ihrer gemeinschaftlichen Kräfte in einer zweckmäßigen ihre gemeinschaftliche Wohlfahrt befördernden gesellschaftlichen Zustand zu versetzen und darin zu erhalten. Ohne die Entwickelung und Bildung der Vernunftfähigkeit, sind die gesellschaftlichen Verbindungen der Menschen bloß Kinder des Zufalls und ihre Erhaltung bleibt beständig von diesem Schöpfer abhängig. Eben so sind die Vortheile welche für die Bildung und Kultur der Menschen, durch das im Umgange der Gesellschaftsglieder miteinander mögliche Reiben, erreicht werden, von keiner Haltbarkeit, sondern beständig dem Einfluß des Aberglaubens, der Vorurtheile und augenblicklicher Leidenschaften ausgesetzt. Dadurch ist aber die Ruhe und das Wohlseyn der Gesellschaft in beständiger Gefahr, durch Gewalt der Leidenschaften, welche bei wenig gebildeten Menschen, wenn sie einmal in Bewegung gesetzt sind, in eine desto

hef-

heftigere alles zerstörende Oscillation gerathen, zerrüttet, und oft auf lange Zeit unterbrochen zu werden. Hier oder dort, am ersten vielleicht in Gegenden wo eine schöne und reiche Natur die Menschen vom Zwang der Bedürfnisse befreite und ein ruhiges Nachdenken erlaubte, mußten bessere Köpfe bald zu der Ueberzeugung gelangen, daß das menschliche Geschlecht eben so wie die Individuen zur Vernunft erzogen werden müsse, wenn es in gesellschaftlichen Verbindungen die gewünschte und beabsichtigte Sicherheit der Freiheit erreichen soll. Nun werden zwar der Erfahrung zu Folge, schon durch das Zusammenwirken der innerlichen Anlagen und Triebe des Menschen mit äußerlichen Veranlassungen, durch Freiheit und Widerstand, Wirkung und Gegenwirkung, gleichsam einer prädisponirten Einrichtung der Natur gemäß, die Keime der Vernunftfähigkeit entwickelt und in Thätigkeit gesetzt, und das menschliche Geschlecht also zur Vernunft erzogen, welches man die Erziehung der Natur nennen könnte. Der

Natur der Sache nach aber kann diese Erziehung nur sehr langsame Fortschritte machen. Die Sinnlichkeit, der distinktive Karakter der Thierheit behält noch lange, mehr oder weniger eine sichtbare Ueberlegenheit über die werdende Vernunft, weil die Vollendung des thätigen Menschen in einer zweckmäßigen Milderung der ersten und Vermehrung der zweiten erreicht wird. Diese Vollendung nun, kann nur durch überlegte Anstalten befördert werden, besonders und am meisten durch Religion und durch bürgerliche Gesetze. Es kommt also alles darauf an diesen Eingang, Ansehen und Herrschaft bei und über die Menschen zu verschaffen. Täuschung der Sinne und der Einbildungskraft wurde als das einzige Mittel erkannt, diesen Zweck zu erreichen, um die Menschen durch eine künstliche Erziehung schneller zur Humanität, einer gleichförmigen Thätigkeit der Sinnlichkeit und der Vernünftigkeit, zu bringen. Die Geschichte aller gebildeten Völker des Alterthums beweist es, daß Täuschung das Mittel gewesen ist,

dessen sich die Stifter oder Verbesserer ihrer religiösen und politischen Verfassungen bedient haben, um ihnen jenen Beinamen zu verschaffen. An sich war dieses Verfahren gut und lobenswürdig, denn es hatte die wohlthätige Absicht, rohe wenig gebildete, unwissende oder durch eine übermäßige Verfeinerung der Sinnlichkeit geschwächte und verdorbene Menschen, zu ihrem Beßten durch erlaubte Täuschungen zu hintergehen. Nur der Mißbrauch, welchen die Priester und die um des beiderseitigen Vortheils willen mit ihnen einverstandenen Herrscher, davon gemacht haben, hat verursacht daß diese künstliche Erziehung dem menschlichen Geschlecht in vieler Hinsicht schädlich und nachtheilig gewesen ist. Besonders haben die erstern, einer allgemeinen Erfahrung gemäß, fast bei allen durch künstliche Erziehung gebildeten Völkern, durch gewisse Einrichtungen, deren Stütze das in dem größten Theil der Menschen so wirksame und gewaltige Ansehen der Meinung war, gewisse den übrigen Staatsbürgern nachtheili-

ge Vorzüge und Vorrechte zu erreichen gesucht. Nirgends ist dieses Ansehen der Meinung mächtiger als in den religiösen Ideen, da diese für den großen Haufen nicht Gegenstände des Wissens und der Ueberzeugung, sondern des Glaubens sind, ja dem Karakter und dem Zustand desselben gemäß, nichts anders seyn können. Wenn es nun hervorgebracht und erhalten wird, um gewisse Vorrechte nicht zu verlieren, eine nähere Kenntniß der reinen Lehren und Grundsätze des Religionssystems aber von welchem es abhängig ist, dem großen Haufen die Augen öffnen würde, mußten diese eigennützigen Erzieher darauf bedacht seyn, eine solche Kenntniß zu verhindern. Sie mußten die Einbildungskraft so viel möglich beschäftigen, um das Streben nach Wahrheit und Ueberzeugung zu ersticken. Dieses geschieht durch den äußern Kultus der Religionen. Je genauer derselbe in die Lehren und Grundsätze des Religionssystems verwebt, gleichsam zu einem wesentlichen Theil desselben erhoben ist, desto besser wird die

Prie=

Priesterklasse das Ansehen eines von ihr gebildeten Systems, und folgeweise ihre darauf gegründete Autorität erhalten können. Keine hat dieses besser verstanden, als die deren Glieder die Stifter und Verbesserer des Brahminischen Religionssystems gewesen sind. Die Gebräuche des äußeren Kultus dieser Religion, welche nach den Grundsätzen ihres Systems von den Gläubigen nicht ohne unmittelbare und beständige Mitwirkung der Priester vollbracht werden können, haben diesen einen so kräftigen und wirksamen Einfluß auf die weichen und gutmüthigen Indier verschafft, daß die ganze Empfindungs- Denkungs- und Handlungsweise des Volks von ihrer Disposition abhängig, daß der ganze Karakter, die Sitten, die Lebensart, ja selbst die Gedanken und Worte des Volks unter ihre Herrschaft gebracht worden sind. In welchem Lande auch dieses künstliche, durchdachte und in sich selbst konsequente System seinen Ursprung gehabt haben mag, immer ist es erst aus einer allmäligen Erweiterung und Fortbildung weni-

ger einfachen Grundsätze des ältesten Menschenglaubens entstanden. Ob nun gleich die Brahminen ihren Ursprung in den Norden von Indien setzen und die Grausamkeit der indischen Kriminalgesetze welche in dem heiligen bürgerlichen Gesetzbuch enthalten sind, dem Stammskarakter der weichen und guthmüthigen Indier zu widersprechen scheinen; kann man doch dadurch noch nicht zu der Vermuthung berechtiget werden, daß die Stammväter der Brahminen nebst den Stammvätern einiger der andern Kasten, vielleicht der Krieger und Ackerbauer mit ihrer Religion in Indien eingewandert wären, und nach der Unterdrückung der alten Einwohner jene darauf gegründete Kasteneinrichtung, so wie wir sie haben kennen lernen, eingeführt hätten. Denn wenn auch die Stammväter der dienenden Kaste, wie es sehr wahrscheinlich ist, die ursprünglichen Bewohner des Landes gewesen und von den Stammvätern der drei wiedergebohrenen unterjocht worden sind: so zeigt doch die ganze Verfassung der Kasteneinrichtung, daß

sie

sie erst nach dieser Begebenheit von den Stiftern der Priesterkaste gemacht worden ist, um der ganzen Menschenmasse eine feste politische Einrichtung zu geben. Diese Staatseinrichtung wurde aber im Ganzen und in allen ihren Theilen unmittelbar auf die Grundsätze des Religionssystems gebaut, und so genau damit verbunden, daß die eine das andere erhalten mußte, und beide nur durch und miteinander bestehen konnten. Die gemeinschaftliche Grundlage, das Vereinigungsband und die Stütze der Religion und der Staatsverfassung, war jene Kasteneinrichtung. Von der Festigkeit und der Dauer derselben war die Erhaltung der einen und der andern abhängig. Daher jene vorsehende Verordnungen der politischen und bürgerlichen Gesetze, die Vermischungen der Kasten zu verhüten, daher jene Verordnungen, vermöge welcher die aus einer solchen Vermischung entstandenen Menschen, den Genossen der reinen Kasten in religiöser und bürgerlicher Hinsicht nachgesetzt werden; daher endlich jene

Disposition der Gesetze, nach welcher die um der Nichtbeobachtung der Pflichten ihrer Kaste willen Ausgestoßenen, und die Nachkommen aus vermischten Ehen verbotener Grade, deren Gestattung die Kasteneinrichtung unvermeidlich über den Haufen geworfen hätte, der Menschen und Bürgerrechte gänzlich verlustig erklärt waren. [116])

17.

Noch mögen hier einige Bemerkungen über Grundsätze mehrerer Erfahrungswissenschaften welche in der Sakontala vorkommen, und über die schönen Künste bei den Indiern, insoferne sie darin erwähnt werden, einen Platz finden. Besonders merkwürdig ist eine Stelle über die Malerei, welche uns einen hohen Begriff von der Stufe der Vollkommenheit, zu welcher die alten Indier diese

116) Eine weitere Ausführung dieser hier angedeuteten Ideen, wird an einem andern Orte folgen.

diese Kunst gebracht hatten, geben muß. Auf jeden Fall aber, muß doch der Zustand der Malerei in dem alten Indien so gewesen seyn, daß unser Dichter dadurch veranlaßt werden konnte, sich ein Gemälde wie das welches er beschreiben läßt, als möglich und ausführbar vorzustellen. Es ist nemlich die Rede von einem Gemälde der Sakontala, welches auf Verlangen des Königs von einer Jungfrau verfertigt worden war. So bald er es erblickt, erkennt er auch ihr Gesicht, ihre schönen Augen, ihre Lippen denen das Lächeln neuen Reiz verleiht, und deren Röthe an Glanz die Karkandhufrucht übertrift. Ihr Mund scheint ihm auch im Gemälde zu sprechen, und in ihrem Angesicht findet er die Stralen der Zärtlichkeit leuchten, die sich ins zarte Farbenspiel mischen. Selbst der alte Madhawya findet das Gemälde lieblich, wie die Liebe selbst. Indem sein Auge es nach jeder Richtung durchläuft, schwelgt er im Anblick aller Theile. Dennoch ist es nach Duschmantas Urtheil noch unendlich unter

dem Original, und nur indem seine lebhafte Phantasie die Mängel ergänzt, giebt es ihm eine Vorstellung von der Liebenswürdigkeit seiner Geliebten. Es waren, wie wir hören, viele weibliche Figuren auf diesem Gemälde abgebildet. Eine derselben schien ein wenig ermattet zu seyn; die Schnur ihres Kleides war etwas gelöst; ihr einer Arm sank ermattet herab, der andere war aufgehoben, und mit den Fingerspitzen einen Theil des Gesichts, von einer Biene die es umflatterte, zu beschützen. Diese Biene war so künstlich gemahlt, daß sie der König für eine lebendige hält und sie von dem Gemälde verscheuchen will. Noch sah man auf dem Angesicht derselben Jungfrau einige helle Tropfen und einige aus dem losgebundenen Haar herabfallende Blumen. Sie war Sakontala, die übrigen ihre Jungfrauen. Aber der liebende Duschmanta fordert noch mehr von dem Gemählde, das wir so schön beschrieben finden. Er befiehlt der Künstlerin ihr Kunstgeräthe zu holen, und theilt unterdes-

sen seinem Freunde die Idee mit, nach welcher er es vollendet wünscht. Den Grund des Gemäldes bildete eine Landschaft. In dieser wünscht er den Malinstrom abgebildet zu sehen, mit den verliebten Flamingos oder Sumpfvögeln an seinem grünenden Gestade. Weiter zurück ohnweit des Gebirges Himalaya sollen einige Hügel erscheinen, mit Heerden vom Tschamaras oder Kühen umgeben. Im Vordergrund aber ein dunkler Baum, mit weit umherverbreiteten Aesten, an denen einige Mäntel von gewebter Rinde im Sonenschein hängen, um zu trocknen. Unter seinem Schatten sollen ein paar schwarze Antelopen liegen, wie das Weibchen sich sanft die Stirne am Horn des Männchens reibt. An den Geliebten selbst hatte die Künstlerin noch einige Zierrathen vergessen, die sich für eine walderzogene Jungfrau schickten, nemlich die Sirischablume, deren Stengel hinter dem weichen Ohre steckten, und deren Staubfäden zum Theil auf ihrer Wange schwebten. Auch sollte auf ihrem Busen ein

Straus

Straus von zarten Fasern der Wasserlilienstengel ruhen, wie die Stralen des herbstlichen Mondes. Duschmantas Seele ist ganz in dem Entzücken welches der Anblick dieses Gemäldes ihm verursacht, verloren. Seinem Auge entfallen Thränen und er kann es nicht mehr deutlich sehen. Aus dem allen sehen wir, daß bei den alten Indiern die Malerei auch eine Beschäftigung junger Mädchen gewesen ist; daß sie Landschafts- und Portrait-Malerei gekannt und beide mit vieler Kunst zu vereinigen gewußt haben; daß sie mit der perspektivischen Zeichnung und den Verhältnissen des Vorder- und Hinter-Grundes bekannt gewesen sind. Uebrigens ist die ganze Beschreibung von diesem Gemählde so, wie wir uns, nach dem was wir von dem ganzen Karakter der Indier gehört haben, und in Gemäsheit eines Schlusses von den Werken ihrer Poesie auf die zeichnende Kunst, ein solches Kunstwerk denken können und vielleicht denken müssen, wenn es eine würdige Hervorbringung zarter indischer Seelen

seyn

seyn sollte. Zwar haben keine Malereien aus den glücklichen Jahrhunderten der Freiheit des Volks, unsere Zeiten erreicht; dagegen aber zeigen Indische Gemälde aus den jetzigen traurigen Zeiten der allgemeinen Unterdrückung und des Verfalls, wenn auch nicht in der Erfindung und in der Zeichnung, dennoch in der Manier der Darstellung und in der Wahl der Farben, von einer zarten Behandlung und einem feinen gebildeten Geschmack. Wenn wir daher von diesen einen Schluß auf jene machen dürfen, müssen wir ihnen nothwendig eine mit den übrigen Hervorbringungen dieses hochgebildeten Volks im Verhältniß stehende Vollkommenheit beilegen. — Auch von der tiefen und innigen Wirkung der Tonkunst, ihren sanft vorüber schwebenden Harmonien, hatten die Indier sehr feine und zarte Begriffe. Auch sie kannten diese liebliche Rednerin, die unmittelbar zum Herzen der Menschen spricht und durch Aufregung aller Empfindungen und Leidenschaften eine Welt voll Harmonie und Freude

da=

darin erzeugt. Unser Dichter hat sie nicht vergessen um den Eindruck und die Wirkung seines Kunstwerks zu erhöhen. Im Prolog singt eine Schauspielerin ein Loblied auf den Sommer. Die Seele der Zuhörer wird mit Entzücken erfüllt, erheitert und erquickt, die Melodien ihrer Stimme wiegen das Herz in Zerstreuung und locken es an sich. Als Duschmanta ermüdet von der Vollbringung seiner Pflichten als König und Richter, in sein Zimmer zurückkehrt, recitiren zwei Sänger einige Verse, um ihn der die Last des Richteramtes getragen hatte, durch der holden Dichtkunst Stimme zu erquicken. Bald darauf hört er in der Entfernung die sanften Töne einer Vina und ein Lied welches zärtliche Leidenschaft athmet, von einer seiner Gemahlinnen gesungen, um ihn einen Verweis wegen seiner langen Abwesenheit von ihr zu geben. Die harmonischen Töne dieser Musik bringen eine schwermüthige Stimmung in ihm hervor. Nach der alten Mythologie der Indier, waren die Töne wel-

welche durch die Musik hervorgebracht wurden, himmlische Wesen, und daher auch alle personificiret. Die Harmonie in der Musik war eine Vereinigung oder Verheirathung der Tonwesen, und die Melodie eine auf einander folgende Reihe der dadurch hervorgebrachten Generationen. Die Musik war also, wie alle ihre schönen Künste, vom Himmel herabgestiegen, und die Tonkunst bestand daher nicht in der Kunst die Töne hervorzubringen, sondern hervorzurufen. Der Zweck der Musik war, durch die Töne das Verhältniß und den Zusammenhang der menschlichen Seele mit der ewigen Harmonie der Welt anzudeuten, nachzuahmen und in der Seele selbst hervorzubringen. Die Gandharwas oder seeligen Geister, werden in den heiligen Büchern, die Tonkünstler der Luft genannt, und der Upaveda welcher das System der Musik enthält, heißt auch Gandharwa. Dieses System kömmt in seinen Hauptsätzen und wesentlichen Theilen mit dem der alten Sinesen, der Aegypter und dem des Pythagoras überein.

Ihre

Ihre Erfahrungswissenschaften waren auf eine stille und aufmerksame Beobachtung der ganzen Aussenwelt in allen ihren Erscheinungen gegründet. Da ihnen die ganze sichtbare Welt im Ganzen und in allen ihren Theilen nur Eines war, von der Lebensseele der Gottheit in allen ihren Theilen wie von einem feinen Elemente durchdrungen; da dieses Element bald in leichteren bald in festeren Formen lebte, und immer von der einen in die andere übergehen konnte, fühlten sie sich in einer genauen Verwandschaft, einem zarten Zusammenhange mit allen Geschöpfen und Erscheinungen der Materie. Dieselbe Lebensseele welche in ihnen war, war auch in dem Thier, in der Pflanze, im Felsen und in der rieselnden Quelle. Sie kannten keine Schranken des Verschiedenseyns unter den Geschöpfen, als die Eigenheit der Form welche die Thätigkeit der inwohnenden Lebensseele mehr oder weniger verhinderte. Daher legen sie allen Geschöpfen lebendige Eigenschaften bei, und vergleichen sie mit den

Eigen-

Eigenschaften der Menschen, da sie doch alle von einem mehr oder weniger durch die Form erstickten Hauch der Weltseele, belebt wurden. Die Art und Weise wie unser Dichter der Thiere und Pflanzen erwähnt, wie er ihnen gewisse Eigenschaften beilegt, beweist dieses deutlich. Wir können sie zum Theil als Beweise von dem Zustand der Naturgeschichte bei den Indiern ansehen. Die Form der schwarzen Antelope oder Gazelle ist schön und schlank und ihre niedlichen Glieder sind so leicht und biegsam, daß wenn sie in langen gestreckten Sätzen vor dem verfolgenden Jäger flieht, sie nur leicht am Boden hinzuschweben scheint. Wenn die Antelopen im Schatten der Bäume ruhen, pflegt das Weibchen sich die Stirne sanft am Horne des Männchens zu reiben. Dieses Thier hat schöne, große, schwarzglänzende, lebhafte und doch sanfte Augen, mit welchen Duschmanta die der Sakontala vergleicht. Die wilden Büffel wälzen sich gerne im seichten Wasser und werfen den

Sand mit ihren Hörnern in die Höhe. Die Eber wühlen die Wurzeln der Pflanzen auf. Die Elephanten haben unter sich Anführer der Heerden, und suchen wenn sie den ganzen Morgen geweidet haben und von der Sonne erhitzt sind, Kühlung im Schatten. Wenn sie aufgeschreckt und gereitzt werden, werfen sie wüthend, alles was sich ihnen widersetzt, nieder. Man hatte zahme Staatselephanten. Der Hirsch lechzet nach Wasser in der Wüste. Die Kühe, deren Milch gebraucht wurde, Opferbutter daraus zu machen, waren heilig. Man erhielt sie innerhalb der geweihten Einfassung mit welcher der Heerd des geheiligten Feuers umgeben war, und besprengte sie zuweilen mit mystischem Wasser. Die Flamingos, schöne rothe Sumpfvögel, werden die verliebten genannt. Der Kokila ein schwarzer in Indien sehr häufiger Vogel, der besonders des Nachts singt und dessen Gesang in Ansehung der Melodie und der Abwechselung mit dem der Nachtigall Aehnlichkeit hat, ob er gleich

stärker und lauter ist, wird der harmonische Vogel genannt. Von dem Weibchen wird gesagt, daß sie bei dem Anblick eines blühenden Amra verwirrt werde und alle Besonnenheit verliere. Auch verlassen sie wie unser Kukuk ihre Eier, und die Jungen werden von andern fremden Vögeln ausgebrütet und ernährt. Die Papageien füttern ihre Jungen im hangenden Nest. Die Pfauen sind Bewohner der Wälder. Des Nachts pflegen sie auf den mit heiligem Grase durchflochtenen Dächern der Einsiedlerhütten zu schlafen. Eine besondere Liebe und Zuneigung haben die Indier zu den Pflanzen und Blumen, und einige wurden als den Göttern geheiligte, besonders hochgeachtet. Vor allen die Lotos-Blume oder Wasserlilie, (Nymphaea) welche wegen ihrer Größe und ausgezeichneten Schönheit die Aufmerksamkeit auf sich zog. In der Sakontala wird sie sehr oft erwähnt. Ihre Blüten glühen von einem mannichfaltigen Farbenspiel, die reiche Knospenkrone aber von einem ro-

then Schimmer. Die Hauptfarbe der Blätter ist blau, der Blütenstaub aber goldgelb. Duschmanta vergleicht den hellen Glanz dieser Blume mit dem Auge seiner Geliebten. Auf ein grünes Blatt von dieser Pflanze wollen die Mädchen Liebesbriefe schreiben, und sie tragen Armbänder aus Stengeln derselben geflochten. Sie hat verschiedene Namen, wie Pedma, Kamala, Kamalata, Sirischa und Tamala. Man nennt sie die Blume der Nacht, weil sie nur zur Nachtzeit blüht, und wenn der Mond verschwindet ihr Haupt neigt wie eine zarte Braut, die in der Abwesenheit ihres Geliebten; unleidlichen Schmerz erduldet. Der Stern des Tages unterdrückt ihren Wohlgeruch, der sich erneut, wenn der Mond vom neuen die Blüten öfnet. Schon im Saamenkorn ist die Bildung der Pflanze deutlich und sichtbar, und weil man noch in ihren Eigenschaften eine Abbildung des Geheimnisses der Entstehung aller Dinge, aus den vereinigten Kräften der beiden Urprincipien, des Feuers und des Wassers entdeckt

zu,

zu haben glaubte, erhielt diese Blume schon in den frühesten Zeiten einen Platz in der Göttergeschichte der Indier und wurde ihnen ein Gegenstand heiliger Verehrung. Brahma schwimmt auf einem Lotosblatt über dem Abgrund, und mehrere andere Gottheiten werden auf Lotosblumen sitzend abgebildet. Der Amra ist ein schön blühender Baum dessen duftende Blüten für wohlriechender gehalten werden, als die der Wasserlilie. Man nennt ihn den Bräutigam. Seine Blüten sind dem Genius der Liebe geweiht, der sie an die Spitzen seiner Pfeile befestigt. Die Bimbafrucht ist so roth wie die glühenden Lippen der Sakontala. Ingudi ist eine Pflanze aus deren Frucht die gewöhnlichste Art des Oels gepreßt wird. Die Röthe der Karkandhufrucht wird an Glanz von den Lippen der Sakontala übertroffen. Das Kussagras wird von den Brahminen fast bei allen ihren Opfern und religiösen Zeremonien gebraucht. Duschmanta erkennt an den umhergestreuten Spitzen dieses Grases die Nähe einer

Einsiedler-Wohnung. Seine Halme sind sehr spitzig und stechen bei der Berührung. Es mußte immer frisch um den Opferheerd gestreut werden. Die Fingerspitzen des Sakontala glühten wie die Blumen der Kumatya-pflanze (convolvulus paniculatus Linn.) Die Madhawi ist eine schlängelnde sich anschmiegende Pflanze mit glühend rothen Blumen (Ipomoea Quamoclit Linn.) Sie blüht von der Wurzel bis zum Wipfel und ihre Blüten setzen den Hain in Glut. Sakontala hat eine ausgezeichnete Vorliebe für diese Pflanze, nennt sie ihre Schwester und umarmt sie beim Abschied von der geliebten Einsiedelei. Die Malati (Nyctanthes Sambac Linn.) ist eine der schönsten Blumen Indiens. Wenn sie in der Nacht ihr Haupt am Stengel gesenkt hat, richtet sie das Licht der Sonne wieder auf und die schöne Blüte entfaltet sich. Nagakesar ist eine zarte dem Kama geweihte Frühlingsblume, deren vortreflich duftenden Blumenstaub man einsammlet. Die Oschad-

di

di ist eine Nachtblume, die sich beim Schein des Mondes eröfnet. Pippala ist der heilige Feigenbaum, (Ficus religiosa Linn.) dessen Blätter wir bei unseren Birken auch vom leisesten Hauch des Windes zittern. Das Holz des Samibaums ist sehr hart. Man gebraucht es, um damit wenn es gerieben wird, das heilige Feuer zur Opferflamme hervorzubringen. Mit den Blättern des Septapernabaums pflegte man die Erdsitze, auf welchen man ruhen wollte, zu bestreuen. Aus der wohlriechenden Wurzel der Usirapflanze bereitete man Balsam. Vetas ist ein schlängelndes vielblättriges Gesträuch, das man gebrauchte Lauben damit zu umpflanzen.

Die geographischen Kenntnisse der Indier, haben sich, wenn man noch der Sakontala einen Schluß darauf machen darf, nicht weit über den Horizont ihres Vaterlandes erstreckt. Die Erde wird darin die dunkle Grenze des Ozeans genannt. Auch heißt sie

die seeumgürtete und die fruchtbare Erde, deren Erzeugnisse künstlich und glänzend sind. Als Personifikation nennt man sie die milde Göttin, welche Sakontala um einen Platz in ihrem Schooß bittet. Sie dachten sich die Erde rund, denn als Duschmanta vom Himmel herabfährt oder vielmehr in dem schnellen Götterwagen fliegt, scheint es ihm, als schnelle eine ungeheure Kraft den ganzen Erdball empor. Die Götter nennen sie die Erde mit ihren sieben Halbinseln. Zwischen den Meeren des Aufgangs und Niedergangs der Sonne bildet das Gebirge Hamakuta, das wie ein Abendgewölk erfrischende Ströme hinab ins Land gießt, im Glanz der Sonne einen goldenen Gürtel. Wahrscheinlich verstand man darunter jene großen und hohen Gebirge Asiens im Norden von Indien, von welchem alle morgenländischen Völker und auch die Indier ihren Ursprung herleiten, denn die Gandharvas oder guten Genien welche daselbst wohnten, werden in den heiligen Gesetzen unter den Vorfahren und

Stamm-

Stammvätern der Indier genannt, und befohlen sie unter den Pitris oder großen Erzeugern zu verehren. [117]) Das Malaya oder Himalayagebirge ist alsdenn ein Theil des Hemakuta. Man verstand darunter das Gebirge im Norden von Indien welches dieses Land von der Tatarei trennt. Man sieht es in sehr weiter Entfernung und seine Gipfel sind mit ewigem Schnee bedeckt, daher es auch das Schneegebirge genannt wird. Aus demselben entspringt der Malinistrom an dessen grünem Gestade der fromme Kanna mit seinen Schülern und Jungfrauen wohnte. Ein anderer Fluß Saraswati verliert sich unter der Erde. Hastinapura war die Hauptstadt in dem Reich des Duschmanta und seine Residenz, und soll das spätere Delhy gewesen seyn. Fremde Länder werden in der Sakontala nicht erwähnt, doch findet man Nachricht von einem durch Schiffbruch verun

117) Gesetzbuch des Menu III. 192 — 196.

unglückten Kaufmann, der einen großen Seehandel getrieben hatte.

Wir übergehen die wenigen und unbedeutenden Stellen in der Sakontala, welche sich auf die Arzneikunde, die astronomischen Kenntnisse und die alte Geschichte der Indier beziehen, da sie keinen Aufschluß über die Fortschritte des Volks in diesen Wissenschaften geben können, und wir durch die oben gegebene Nachricht von ihrer alten Literatur, schon von ihrer Bekanntschaft damit überzeugt sind, weil sie über jede dieser Wissenschaften eigene Werke besitzen.

18.

Noch einmal blicken wir auf das Kunstwerk des Kalidas zurück, um zu bemerken wie er einige vortrefliche Denksprüche für die Menschen jedes Alters und Standes in dasselbe verwebt hat. Wir bemerken, daß er es verstanden hat, den Lesern und Zuschauern hier

und da wie zufällig einige wichtige Wahrheiten, die einen Einfluß auf die Befestigung oder Veränderung ihrer Denkungsart haben können, ans Herz zu legen. Ohnstreitig sind dergleichen Denksprüche unter die wesentlichen Vorzüge eines Werkes der redenden Künste zu rechnen, und es gereicht ihren Verfassern zur Ehre, wenn sie hiervon überzeugt sind. Nach unserer Ueberzeugung könnte diese ganze Abhandlung über die zartgebildeten, sanften, gutmüthigen, gesitteten, verständigen und hochgebildeten Indier des Alterthums, nicht besser beschlossen werden, als mit einigen, von einem ihrer beliebtesten Dichter in seinem treflichsten Kunstwerke, ihnen empfohlenen Hauptwahrheiten und Lebensregeln für die mancherlei Verhältnisse der Menschen im Leben und Thun.

„Je uneigennütziger, desto größer ist unsere Tugend.“

„Zwei-

„Zweifel quälen wohl eine Zeitlang den Redlichen; aber bald verschwinden sie, wenn seine Neigung stark und fest besteht."

„Der Arzt kann nicht anfangen Hülfsmittel zu verordnen, bis er die Ursache der Krankheit erfahren hat."

„Man darf nie vergessen, daß der Leib zur bestimmten Stunde nothwendig von der Seele getrennt werden muß."

„Die Liebe bringt immer Vorstellungen von Elend hervor, die aber selten oder niemals zur Wirklichkeit gelangen."

„Der Tugendhafte sollte sich nie härmen, denn auch der heftigste Sturm erschüttert kein Gebirge."

„Zuerst erscheint die Blume, darnach die Frucht; zuerst sammeln sich die Wolken, dann fällt der Regen; dies ist die stete unveränderliche Ordnung der Ursachen und Wir-

kun-

kungen. So auch wenn die Güte der Götter vorangeht, folgt ihr Glückseligkeit nach."

„Die Sonne führt ihr schimmerndes Gespann täglich zur Arbeit vieler Stunden; der Wind wehet Tag und Nacht; der Schlangenfürst trägt ohne Aufhören die Last dieser Erde! Eben so rastlos muß auch die Mühe eines Mannes seyn, dessen Einkünfte einen großen Theil des Erwerbs seines Volks betragen."

„Das Lob eines Herrschers, der über seine Leidenschaften den Sieg davon getragen hat, steigt gen Himmel."

„Wankelmüthig sind die Mächtigen, die sich berauschen lassen von ihrer Macht!"

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Druckfehler des ersten Bandes.

S. 20 Z. 9 l. erlaubten.
— 32 — 15 — Ripuarischen
— 36 — 16 — zugebrachte
— 43 — 8 — werdet
— 53 — 16 — Theodorici
— 60 — 3 — nach und ließ: ihre Kleider
— 80 — 17 l. Germanierinnen
— 100 — 1 l. und statt nun
— 107 — 1 von unten, l. werde st. werden
— 218 — 14 l. hatte
— 237 — 21 l. Limnaeus
— 239 — 5 u. 6 l. welchen sich jeder.
— 257 — 14 l. umschlang
— 304 — 20 l. officio
— 426 — 24 l. SS. rer. German. T. II.
— 445 — 21 l. nahmen.

Druckfehler des zweiten Bandes.

S. 24 Z. 11 l. Gebieter
— 42 — 14 — und st. uns
— 51 — 19 — Moor st. Meere
— 75 — 5 — Monarchien
— 79 — 12 — behalten st. erhalten
— 82 — 19 — perspektivische
— 91 — 12 — oder st. aber
— 152 — 14 — von st. am
— 162 — 8 — Dichtkunst
— 163 — 21 — der aestherische
— 262 — 14 — um st. und.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zur Kulturgeschichte der Völker

Bd.: 2

1798

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB L 104(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11420354-6
VD18 80272959-001